Hat Jesus gelebt?

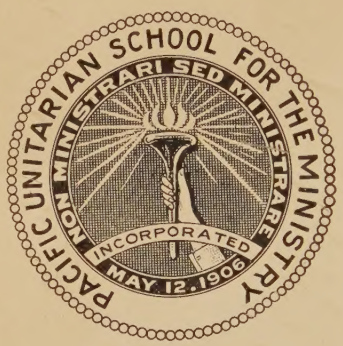
Aus den geschichtlichen Urkunden
beantwortet von
Professor D. Hermann von Soden.

11.—20. Tausend.

Berlin 1910
Protestantischer Schriftenvertrieb

Preis 50 Pf.

03.2
37
910
TU
torage



BERKELEY, CALIFORNIA

THE GIFT OF

Raleigh Moss

Hat Jesus gelebt?

Aus den geschichtlichen Urkunden
beantwortet von
Professor D. Hermann von Soden.

Property of
CBSK
Please return to
Graduate Theological
Union Library

41.—20. Tausend Preis 50 Pf.

Berlin 1910

Protestantischer Schriftenvertrieb
Berlin-Schöneberg, Eisenacherstr. 45.

BT
303.2
H37
1910

Gedruckt in der Buch- und Steindruckerei
Hoffmann & Reiber, Görlitz.

Inhalt.

Seite

Einleitung 5

1. Die außerchristlichen Zeugnisse 9

2. Die Evangelien der Christen 14

3. Paulus als Zeuge des Lebens Jesu 28

4. Der vorchristliche Jesus 37

Schluß 53

20380

Hat Jesus gelebt? Kann man denn das überhaupt bezweifeln? so werden die meisten fragen. Was gibt es, das fester verankert wäre in der Weltgeschichte als das Auftreten Jesu? Es schloß eine Epoche derselben ab und eröffnete eine neue Epoche. Ist es nicht erwiesen durch eine nun bald zweitausendjährige machtvolle Nachwirkung? War in allen schöpferisch neuen Ansätzen dieser „christlichen" Geschichte nicht Jesus die treibende Kraft? Ist uns von irgend einer der Gestalten, deren Gedächtnis aus der Vergangenheit aufragt, ein lebensvolleres, anschaulicheres, ergreifenderes Bild aufbehalten, als von ihm? Ist es nicht unerfindlich in seiner Einzigartigkeit? Was steht denn dann noch fest aus der Vergangenheit?

Daß wir es gleich gestehen, die Frage, ob Jesus gelebt hat, ist wirklich nicht mehr und nicht weniger berechtigt, als die, ob Sokrates oder ob Alexander gelebt hat. Mag eine Probe an diesen beiden es deutlich machen. Auch über sie besitzen wir keine von ihnen selbst stammenden Lebenserweise; sie haben nichts Schriftliches hinterlassen. Warum sollte Sokrates nicht die Personifikation der Lebensweisheit sein, die Idee des Philosophen als Menschenbild gezeichnet? Plato, falls, wer will das sicher beweisen, die unter diesem Namen überlieferten Dialoge wirklich von ihm stammen, kann diese Idealfigur eines Philosophen geschaffen haben. Ja wer weiß, ob nicht schon vor der Zeit, in der Plato den Sokrates auftreten läßt, in griechischen, philosophisch-interessierten Kreisen solch eine mythologische Gestalt als Urphilosoph,

als Schulheros verehrt wurde? Sein Name bedeutet „Heil besitzend", „Herr des Heils". Das bedeutet „Jesus" auch. Sokrates der griechische Jesus, Jesus der ins Jüdische übertragene Sokrates. Kein Wunder, daß die „unkritischen" Historiker oft schon die beiden in Parallele mit einander gestellt haben. Die Wahrheit ist, sie sind identisch, stellen dieselbe mythologische Erlöserfigur dar, nur von Plato vierhundert Jahre früher in seinem Sokrates literarisch fixiert und echt griechisch als Philosoph ausstaffiert, von Paulus oder seinen Vorgängern in ihrem Jesus verkörpert, aber in semitischem Geist als Erlösergott in Menschengestalt vorgestellt. Ueberdies ist das Bild des Sokrates bei Plato ein so völlig anderes als bei Xenophon, daß eine geschichtliche Persönlichkeit nicht dahinter stehen kann, daß die beiden unter sich unvereinbaren Bilder vernünftigerweise nur als freie Schöpfungen der beiden gar verschiedenen Geister des Plato und des Xenophon zu begreifen sind.

Nicht anders steht es mit Alexander. Er ist die personifizierte Siegesmacht, der griechische Siegfried, der ideale Mittelpunkt, der geistige Führer der Gruppe von Feldherrn, die in jener Zeit gleichzeitig verschiedene Reiche gründeten, welche alle griechischen Charakter trugen. Das wurde so vorgestellt, daß sie sein imaginäres Reich unter einander geteilt hätten. Auch hier ist der Name verräterisch. Alexander heißt: Männerabwehrend. Und trägt er nicht die Züge des Apollo und des Achilleus in sich vereint? So ist er eine verjüngte Verkörperung der Idee des Griechentums. Wird er doch auch, der Starke, Unbezwingbare, zugleich als schön gepriesen. Ja, zuletzt ist in ihm nichts anderes, als der Siegeslauf des griechischen Geistes durch die vorderasiatische Welt personifiziert. Gewiß forderte darum der Mythus auch seinen jähen Tod in Babylon, ein mythologischer Ausdruck dafür, daß die alle vorderasiatischen Länder widerstandslos überflutende griechische Kulturwelle an dieser Burg altasiatischer Kultur zuletzt zerschellte. —

Nicht ernster als solche Spielereien mit luftigen Kombinationen ist in Wahrheit der Zweifel zu nehmen, ob Jesus gelebt hat. Man könnte ihn auf sich beruhen lassen, wenn es sich eben nicht um Jesus handelte, der auch uns Heutigen noch mehr zu sagen hat und von entscheidenderer Bedeutung ist, als ein Sokrates oder Alexander, und wenn der neueste Versuch, die Geschichtlichkeit Jesu zu leugnen, nicht so unverdient großes Aufsehen erregt und, allem Anschein nach, so zahlreiche Gläubige gefunden hätte.

Dieser Versuch ist nicht der erste in seiner Art. Die weiter zurückliegenden sind freilich längst verschollen. Auch der erst wenige Jahre alte Einfall eines Assyriologen, Jesus sei der ins Jüdische übertragene Held des babylonischen Nationalepos Gilgamesch, ist ohne Eindruck geblieben. Dagegen hat der allerneueste Vertreter der Ungeschichtlichkeit Jesu in dem vor kurzem verstorbenen Pfarrer Kalthoff in Bremen einen unmittelbaren Vorgänger gehabt. Kalthoff ist, nachdem er Jesus immer wieder von einer anderen Seite vergebens zu begreifen versucht hatte, in seinen letzten Lebensjahren dazu fortgeschritten, die Existenz Jesu aus der Geschichte zu streichen. Und man muß ihm nachrühmen, daß er das Material in viel höherem Maße beherrscht und die Hypothese viel ernster und scharfsinniger nach allen Seiten durchgedacht hat, als sein Nachfolger. Aber sei es nun, weil es ein „abgefallener Theologe" war, oder weil eine breite Zeitstimmung ihm noch nicht so entgegen kam, vielleicht auch, weil er nicht darauf reiste, jedenfalls blieb es Herrn Drews, dem eifrigsten Vertreter der Philosophie Eduard von Hartmanns in der Gegenwart, vorbehalten, die Frage, ob Jesus gelebt habe, zu einer die weitesten Kreise erregenden Tagesfrage zu erheben. Drews hat in einem Buch „Die Christusmythe" unternommen, die Entstehung des Jesusbildes der Evangelien aus Zeitvorstellungen und Zeitbedürfnissen zu erklären und die Zeugnisse für die Geschichtlichkeit Jesu

als unglaubwürdig zu erweisen. Die fast verwirrende Fülle des beigebrachten gelehrten Materials und der vom Verfasser selbst durchgeführte Nachweis, daß alles, was er vorbringt, schon von anderen vor ihm gesagt worden ist, muß auf den Leser einen vertrauenerweckenden Eindruck machen.

Kein Wunder, daß diese Behauptung, Jesus habe nie gelebt, die allerweitesten Kreise tief erregt, daß sie ganz besonders überall da begrüßt wird, wo man gern mit dem Christentum endlich einmal aufräumen möchte. Denn mit der Geschichtlichkeit ihres Stifters fällt nach allgemeiner Anschauung die Wahrheit der christlichen Religion selbst und für die meisten damit Sinn und Recht jeder Religion. Aber die Konsequenzen gehen noch weiter. Das Vertrauen zu aller Ueberlieferung und zur Vernunft in der Geschichte wird aufs tiefste erschüttert. Denn lebte Jesus nicht, so hat die gesamte Kulturmenschheit 2000 Jahre lang im Bann eines Wahns oder eines Betrugs gestanden, so beruht die doch zweifellos kulturschaffende, weltüberwindende christliche Religion auf einer kühnen Kombination mythologischer Ideen, die nur phantastische oder unwahrhaftige Geister zu einem Lebensbild verdichtet haben. Und so schwach ist die Vernunft in der Menschheit, daß bis heute niemand gemerkt hat, wie völlig es dieser erdichteten Gestalt an Fleisch und Blut, an der Möglichkeit zur Existenz fehle. Ja noch mehr — und dies ist wohl eine der Ursachen, warum monistisch oder materialistisch Denkende den Jesus aus der Geschichte verschwinden sehen möchten: an der markantesten Stelle der Geschichte wird dadurch die Meinung, daß die Geschichte durch Persönlichkeiten gemacht werde, als ein Aberglaube erwiesen.

Doch nicht diese allgemeinen Gesichtspunkte und Interessen sollen die folgenden Darlegungen beeinflussen. Sie sollen nur die Bedeutung derselben für jedermann ins helle Licht rücken. Die Frage ist vielmehr als eine historische Einzelfrage gestellt. Sie soll hier auch aus-

schließlich mit den Hilfsmitteln und nach der Methode historischer Forschung untersucht werden. Also auch unter bewußtem Ausschluß aller Beweisgründe, die aus persönlicher Erfahrung oder aus sonst wie gewonnenen Ueberzeugungen entnommen sind. Auch unvermengt mit der Frage, wie der einzelne diese geschichtliche Erscheinung sich zurechtlege und sich persönlich zu ihr stelle. Ebenso bleibt die andere Frage dabei außer Betracht, in wieweit alle Einzelheiten der Ueberlieferung über den Verlauf des Lebens, den Wortlaut der Aussprüche, die Eigenart der Person Jesu verläßlich seien. Es handelt sich nur um die Frage: hat Jesus gelebt?

I. Die außerchristlichen Zeugnisse.

Die erste dabei ins Feld geführte Instanz sind die Nachrichten von nichtchristlichen Schriftstellern der ersten christlichen Jahrhunderte. Es ist eine bekannte Tatsache, daß diese äußerst dürftig sind. Wie sollte es auch anders sein, wenn auch nur in den allgemeinsten Umrissen der Bericht der christlichen Evangelien zutrifft. Es ersteht in einem der Welt ganz unbekannten Winkel Palästinas, wohin kein Weltverkehr jemals gedrungen ist, aus einem unbekannten jüdischen Landstädtchen, wo er bisher Kleinbürger und Handwerker gewesen, ein jüdischer Rabbi, der in den engen Grenzen jener abgelegenen Landschaft eine kurze Zeit im Volke Aufsehen erregt und vorübergehend Anhang gewinnt, dann in Jerusalem, wohin er mit seinen Getreuen gezogen war, nach einem Aufenthalt von wenigen Tagen oder Wochen, auf Antrieb der führenden Kreise seines Volkes, die sein Treiben dem römischen Landpfleger verdächtig gemacht hatten, hingerichtet wird. Man darf beinahe sagen, in seinen äußeren Umrissen ein damals alltägliches Ereignis. Welcher römische oder griechische Geschichtsschreiber hätte davon etwas erfahren oder, wenn er es erfuhr, davon Notiz nehmen sollen?

Auch als die Bewegung in das Römerreich hinausdrang, verschwindet sie zunächst unter der Unzahl religiöser Vereine in jener Zeit der Religionsmischungen, zumal sie sich vor allem in den unteren Volksschichten ausbreitete. Dennoch hören wir zweimal von dieser Bewegung und beide Mal wird eine bestimmte geschichtliche Person als der Stifter und Mittelpunkt der neuen Sekte bezeichnet.

Sueton (etwa 120) erzählt in seinem Leben des Kaisers Claudius, dieser hätte, es muß ungefähr um das Jahr 50 gewesen sein, „Juden, die unter der Führung eines gewissen Christus anhaltend Unruhen stifteten, aus der Stadt verwiesen". Der Geschichtsschreiber des Kaisers weiß also, daß sich der die Köpfe erhitzende Streit um eine bestimmte Persönlichkeit gedreht habe; nur irrt er, wenn er diesen Christus in Rom gegenwärtig annimmt, vielleicht dazu veranlaßt durch den Glauben der Christen, daß ihr Christus im Geist in ihrer Mitte weile und in ihnen wirke.

Tacitus (etwa 110), der bekannte Geschichtsschreiber der römischen Kaiserzeit, von peinlichstem historischen Gewissen, erzählt, als er über die Wirkungen des berühmten Brandes von Rom unter Kaiser Nero redet (Annalen 15,44), folgendes: „Nicht werktätige Menschenliebe, nicht Spenden des Fürsten noch Veranstaltungen die Götter gnädig zu stimmen wuschen ihn (nämlich Nero) rein von dem schmählichen Verdacht, er selbst habe den Brand der Stadt veranlaßt. Um dieses Gerücht aus der Welt zu schaffen, schob Nero Schuldige vor und belegte die mit den ausgesuchtesten Strafen, welche man um ihrer Schandtaten willen allgemein haßte, die Christen. Dieser Name wird hergeleitet von einem Christus, der unter Kaiser Tiberius durch den Landpfleger Pontius Pilatus getötet wurde. Für den Augenblick war damals der verderbliche Aberglaube zurückgedrängt worden. Aber er brach sich wieder Bahn. Nicht nur in Judäa, dem Ausgangspunkt dieses Uebels, sondern auch in der Hauptstadt, wo von überall her alles Scheußliche und Schandbare sich in Hülle und Fülle zusammenfindet

und Anhang gewinnt. Alle, die sich offen zum Christentum bekannten, wurden zunächst ergriffen, dann auf deren Anzeige hin eine gewaltige Menge. Man konnte sie jedoch nicht der Brandstiftung überführen, vielmehr überwies man sie des allgemeinen Menschenhasses. Mit den dem Tode Geweihten trieb man dann noch Kurzweil, indem man sie in Tierfelle einwickelte und den Hunden vorwarf. Und als der Tag sich neigte, verwendete man sie als Fackeln. Nero gab für dieses Schauspiel seine Gärten her und veranstaltete ein Zirkusspiel, wobei er sich, als Wagenlenker verkleidet, unter das Volk mischte oder auf seinem Wagen stand. Gewiß waren die Bestraften schuldig und verdienten die härteste Züchtigung. Aber es regte sich doch das Mitleid mit ihnen; denn man sagte sich, nicht der Wohlfahrt des Staates, sondern der Grausamkeit eines Einzigen würden sie geopfert." Drews bezweifelt die Echtheit dieses Stücks und beruft sich dabei auf einen in Deutschland ganz unbekannten französischen Gelehrtennamen. Aber der Abschnitt in seinem unnachahmlichen taciteischen Stil und seiner vornehmen Verachtung der Volksbewegungen kann unmöglich von Christen nachträglich hier eingeschoben sein. Sie hätten sicher das junge Christentum, wie sie es stets taten, wenn sie in bei ihnen gelesene Geschichtswerke an entsprechender Stelle die Entstehungsgeschichte des Christentums nachtrugen, in etwas günstigerem Lichte gezeichnet. Tacitus aber ist wegen seines schweren Stils und seiner ganzen Stellungnahme von den Christen überhaupt nicht gelesen worden, so daß sein Text nach allgemeinem Urteil der Gelehrten am unverfälschtesten unter allen Schriften des Altertums auf uns gekommen ist*). Da im Zusammen-

*) Als charakteristisches Beispiel dafür, in welchem Ton Christen von ihnen gelesene Geschichtswerke ergänzten, sei die unzweifelhaft von ihnen stammende Einschaltung in das Geschichtswerk des Josephus (Antiquitäten 18, 3. 3) wiedergegeben: „In dieser Zeit lebte Jesus, ein weiser Mann, wenn anders man ihn einen Menschen nennen soll. Er war nämlich ein Thäter wunderbarer Werke, ein

hang damit Drews auch behauptet, die ganze Neronische Christenverfolgung sei eine spätchristliche Sage, die im zweiten und dritten Jahrhundert keinerlei Beurkundungen habe, seien, um die Verläßlichkeit der Angaben des Herrn Drews zu kennzeichnen, nur als Zeugen für den Märtyrertod des Paulus und des Petrus und vieler Menschen in Rom der Brief des Clemens von Rom aus dem Jahre 96, eine Notiz des Dionysius von Korinth aus 170, mehr oder weniger ausführliche Bemerkungen des Zephyrinus und des Cajus in Rom und des Tertullian in Nordafrika um die Wende des zweiten und dritten Jahrhunderts genannt, nicht zu reden von Eusebius, dem bekannten christlichen Kirchengeschichtsschreiber aus dem Anfang des vierten Jahrhunderts.

Aber die jüdischen Schriftsteller! Sie mußten doch wohl von Jesus erzählen. Ja, wenn wir nur solche besäßen, von denen es billiger Weise zu erwarten wäre. Aber Philo, dem alexandrinischen Philosophen und Zeitgenossen Jesu, lagen jene palästinensischen Schwärmereien des kleinen Volks tief unter der Betrachtungslinie, wenn er je von ihnen etwas gehört haben sollte. Josephus, der Römerfreund, ein Mann, der sich grundsätzlich hütete, heißes Eisen anzufassen, schrieb, nachdem er den jüdischen Krieg mitgemacht hatte, und Jerusalem zerstört, die jüdische Christengemeinde zersprengt war, später, um die Römer von der Verachtung des besiegten Volkes abzubringen, in Rom drei umfangreiche Werke: die Geschichte der Juden, die Geschichte des letzten jüdischen

---

Lehrer der Menschen, die mit Freuden die Wahrheit aufnehmen. Und viele Juden und viele aus der hellenischen Welt zog er zu sich heran. Er war der Christus. Und als ihn auf Anklage unserer ersten Männer Pilatus mit dem Kreuze bestraft hatte, ließen die nicht ab, welche ihn zuerst geliebt. Denn er erschien ihnen nach dreien Tagen wieder lebendig, wie denn die göttlichen Propheten dieses und tausend anderes Wunderbare über ihn ausgesagt hatten. Noch bis heute hat das Geschlecht derer nicht aufgehört, die nach ihm Christen genannt sind."

Krieges und eine Verteidigung der jüdischen Religion. Es ist einleuchtend, daß er dabei keinerlei Anlaß hatte, sich mit der für die Geschichte der Juden bedeutungslosen Episode des Auftretens und der Hinrichtung Jesu und mit dem zur Zeit, da er schrieb, als jüdische Sekte schon fast erloschenen, jedenfalls ebenso völlig bedeutungslosen, dagegen in der römisch-griechischen Welt verbreiteten und viel umstrittenen Christentum zu befassen, zumal deren Beurteilung ihm auf der einen oder anderen Seite verübelt worden wäre. Dasselbe gilt von Justus von Tiberias, dessen Werke uns übrigens verloren sind. Garnicht als zeitgenössisch können mit irgend welcher Sicherheit die späteren jüdischen Sammlungen von Gesetzesauslegungen berühmter Rabbinen verwertet werden. Die älteste, genannt „Sprüche der Väter", enthält nur moralische Sentenzen, kommt also für unsere Frage so wenig in Betracht, als eine heute erscheinende Anthologie von Sentenzen Göthes für die Frage, ob Friedrich der Große gelebt habe. Diese Anthologie als ein zeitgenössisches Werk Friedrichs des Großen anzusehen, wäre ebenso klug, als jene Sammlungen der jüdischen Literatur aus der Zeit Jesu und des ältesten Christentums zuzurechnen. In späteren Abschnitten des Talmud wird Jesus hin und her erwähnt, natürlich in möglichst ungünstiger Beurteilung, aber ohne daß je die Geschichtlichkeit der Person angezweifelt würde. Dagegen läßt der christliche Apologet Justinus ums Jahr 160 einen Juden Trypho, der zweifellos nach dem Leben gezeichnet ist, ein Streitgespräch über das Christentum führen, in dem er allerlei Einwendungen schärfster Art gegen dasselbe erhebt, aber niemals bezweifelt, daß Jesus gelebt habe. Auch der Grieche Celsus, der erbitterte Gegner des Christentums um etwa dieselbe Zeit, läßt als Helfershelfer einen Juden auftreten, der alles mögliche Schändliche über Jesus aussagt, als einen vagabundierenden betrügerischen Zauberer usw., aber seine Existenz mit keinem Wort bezweifelt.

Die außerchristlichen Zeugen können also nur für die Geschichtlichkeit der Person Jesu, nimmermehr gegen sie in Anspruch genommen werden.

---

2. Die Evangelien der Christen.

Um das Jahr 100 unserer Zeitrechnung sind die vier Evangelien unseres neuen Testaments teils schon länger vorhanden, teils entstanden. Sie bilden die einzigen auf uns gekommenen ausführlichen Berichte über jenen Jesus, dessen Geschichtlichkeit beanstandet wird. Sicher ist zunächst, daß ihre Verfasser von dieser Geschichtlichkeit überzeugt sind. Diese Evangelien wollen nicht Dichtungen sein, wie etwa die Gesänge Homers oder das Nibelungenlied. Sie wollen Geschichte erzählen. Wenn sie auch sich nicht gebunden erachten an die Form, in der sie ihnen überliefert ist, sondern ganz harmlos das Recht für sich in Anspruch nehmen, die Reihenfolge und Auswahl der einzelnen Erzählungen und Sprüche, die sprachliche Fassung, auch die Ausschmückung der einzelnen Szenen nach eigenem Geschmack oder eigenen Gesichtspunkten zu gestalten, oft gewiß auch darnach, wie es ihnen für die Leser am verständlichsten, anschaulichsten, wirksamsten erschien. So und nicht anders hat die ganze alte Welt „Geschichte" geschrieben. Der einzelne Ausdruck und die Ausführung jeder einzelnen Szene braucht nach antikem historischen Empfinden nicht aktenmäßig genau dem Geschichtsvorgang und der bisherigen Form seiner Ueberlieferung zu entsprechen. Wahr ist der Bericht in ihrem Sinn, wenn er die Bedeutung des Vorgangs, den Sinn des Gesprächs, den Charakter der Persönlichkeit richtig wiedergibt. Diese Eigentümlichkeit aller alten Geschichtsschreibung übersehen diejenigen, welche aus der Verschiedenheit oder selbst den Unvereinbarkeiten zwischen mehreren Berichten derselben Tatsache auf die Ungeschichtlichkeit der letzteren schließen zu dürfen glauben.

Wir Heutigen haben freilich einen anders entwickelten Geschichtssinn. Wir verlangen, daß uns die Tatsachen genau so, wie sie sich vollzogen haben, die Aussprüche wortrecht so, wie sie getan worden sind, wiedergegeben werden. Dies unser Verlangen nötigt uns zur sogenannten historischen und literarischen Kritik an den uns aus dem Altertum überlieferten Berichten. Wir untersuchen, wie nahe sie zeitlich den Tatsachen stehen, unter welchen Interessen ihre Abfassung erfolgt ist, vergleichen, wenn uns mehrere Berichte erhalten sind, und versuchen so zuletzt den ursprünglichen, reinen Tatbestand aus diesen Berichten herauszuschälen. Nur der Unkundige wird dabei von Fälschungen reden und von einem grundsätzlichen Mißtrauen gegen die Wahrheit der Berichte sich leiten lassen.

Ein Blick in unsere Evangelien zeigt, daß auch ihre Verfasser nach jener dem ganzen Altertum gemeinsamen Methode Geschichte geschrieben haben. Wäre man daran nicht gewöhnt gewesen, die Christen hätten niemals ganz harmlos diese vier Evangelien, die im einzelnen so oft von einander abweichen, ja auch sich widersprechen, als gleichwertige Urkunden über das Leben ihres Herrn nebeneinander gestellt. Uns Heutigen bleibt es nun überlassen, die diesen Berichten zugrunde liegenden Tatsachen herauszufinden. Seit einem Jahrhundert und mehr ist die Wissenschaft an dieser Arbeit, unermüdlich, immer wieder neue Wege suchend, und zu immer wieder in irgend welchem Maß von einander abweichenden Ergebnissen kommend. Noch war die Frage bis dahin nur: was wissen wir gewiß an Einzelheiten vom Leben Jesu? wie haben wir uns Jesu Persönlichkeit vorzustellen? und, was immer wichtiger erschien, wie erklären wir uns diese Persönlichkeit? wie stellen wir uns zu ihr? Nun kommt über all diese Fragen die viel radikalere: Hat dieser Jesus denn überhaupt gelebt? Stellen die Evangelien diese Tatsache gegen jeden Zweifel sicher? Gut! Prüfen wir sie unter diesem allgemeinsten Gesichtspunkt! Aber nicht, wie Drews

tat, eine Anzahl Erzählungen, die dem Zweifel Angriffspunkte bieten oder nach seiner Meinuug zu bieten scheinen, sondern das Gesamtbild dieses Lebens.

Die kritische Beschäftigung mit unseren Evangelien hat zunächst festgestellt, daß die drei ersten derselben, genannt Matthäus-, Markus-, Lukas-Evangelium, das ursprüngliche Bild weniger eingetaucht in die Auffassung des Evangelisten wiedergeben, als das vierte, das Johannes-Evangelium. Lassen wir darum das vierte bei unseren Untersuchungen außer Betracht. Jene drei ersten erweisen sich nun aber in ihren Berichten untereinander so nahe verwandt, daß die Ueberzeugung zum Gemeingut geworden ist, sie müßten untereinander in unmittelbarer Beziehung stehen. Welcher Art diese Beziehungen sind, das vor allem war Gegenstand eingehendster Forschung. Dieselbe hat zwei zurzeit fast allgemein anerkannte Ergebnisse gehabt.

Das eine ist, daß unser Markus-Evangelium als das älteste den beiden umfangreicheren, dem Matthäus- und dem Lukas-Evangelium, zugrunde liegt, wie es wohl auch vom Johannes-Evangelium irgendwie benützt worden ist. Dies scheint die Position zu schwächen, indem nun nicht mehr vier selbständige Zeugen sich gegenseitig bestätigen, sondern mindestens das Wesentlichste zuletzt auf einen Zeugen zurückgeht. In Wahrheit wird das Bild dadurch nur klarer. Zunächst machen die Aenderungen, die Matthäus und Lukas an ihrer Vorlage, dem Markus-Evangelium, bei dessen Aufnahme in ihre Evangelien vornahmen, gegen die Geschichtlichkeit des Markus-Evangeliums und der beiden Vertrauen zu ihm darum nicht bedenklich, weil sie aus ihrem etwas geänderten Interessenkreis sich erklären, ja großenteils bei der Einfügung in ihr nach anderen Gesichtspunkten angelegtes Werk unumgänglich erscheinen. In der Hauptsache übrigens treffen sie nur den Erzählungsstil und die Reihenfolge, nicht den Erzählungsstoff, wenn es auch an leise die Vorstellung selbst ändernden Abweichungen nicht ganz fehlt.

Euseb, der schon oben genannte christliche Kirchengeschichtsschreiber aus dem Anfang des vierten Jahrhunderts, berichtet nun, Papias, Bischof von Hierapolis ums Jahr 150, erzähle in einer seiner dem Euseb noch vorliegenden Schriften: der, auch sonst bekannte, „Aelteste von Ephesus" Johannes, der bis in die Apostelzeit zurückgreift, habe ihm mitgeteilt, daß dies Evangelium auf Markus, den Gehilfen und Begleiter des Petrus, zurückgehe und die Erzählungen enthalte, die dieser von Petrus gehört habe. Es ist kein Anlaß, diese gute Ueberlieferung zu bezweifeln, selbst wenn man sie auf einen Teil der Stoffe beschränken will, die in unserem Markus-Evangelium zu einem zusammenhängenden Werk verarbeitet worden sind.

Das zweite gesicherte Ergebnis der Evangelienforschung ist das Vorhandensein einer Sammlung von Aussprüchen Jesu, welche von den Verfassern des ersten wie des dritten Evangeliums, von jedem in seiner Weise, in ihre auch sonst bereicherte Ueberarbeitung des Markusevangeliums hineinverflochten worden ist. Wieder dieselbe gute Ueberlieferung führt diese Spruchsammlung auf einen der zwölf Jünger, den vielleicht einzig literarisch Gebildeten unter ihnen, den früheren Zollpächter in Kapernaum Levi-Matthäus (Markus 2, 13—17) zurück und weiß noch, daß sie ursprünglich in der Sprache verfaßt war, die Jesus selbst sprach. In der Hauptsache ist es gelungen, auf Kleinigkeiten kommt es dabei für unsere Zwecke nicht an, diese Spruchsammlung durch Gegeneinanderabwägen ihrer Wiedergabe bei Matthäus und Lukas wiederherzustellen.

Wir verfügen also nach diesem Ergebnis über zwei vor den uns erhaltenen Evangelien liegende Urkunden für das „Leben Jesu": diese Spruchsammlung, nach einer alten Ueberlieferung von einem der Begleiter Jesu, dem Matthäus zusammengestellt und in verschiedener Weise in unser Matthäus- und unser Lukas-Evangelium verarbeitet, und eine im Markusevangelium erhaltene Reihe von Geschichten, derselben alten Ueberlieferung zufolge nach den

Erzählungen des ältesten und führenden Jüngers Jesu, Petrus, von dessen Begleiter Markus niedergeschrieben.

Aber lassen wir die Ueberlieferung über die Verfasser, so gut und schlicht sie bezeugt ist, auf sich beruhen, lassen wir die Urkunden selbst für sich sprechen.

Zunächst ergibt sich, wenn man diese zwei „Urevangelien" nebeneinanderstellt, deutlich, daß sie völlig unabhängig von einander entstanden sind. Sie bieten in der Hauptmasse ganz verschiedene Stoffe, das eine vor allem Aussprüche, das andere vor allem Ereignisse. Und wo sie einmal über denselben Gegenstand berichten, da sind die Fassungen so verschieden, daß eine Abhängigkeit des einen vom andern ganz ausgeschlossen ist. Man vergleiche einmal die Berichte über die Behauptung, Jesus sei mit dem Teufel im Bund, in Markus 3, 20—30 und Lukas 11, 14—28, oder über die an Jesus gestellte Forderung von Zeichen in Markus 8, 11—13 und Lukas 11, 29—36, oder über die Aussendung von Jüngern in Markus 6, 7—13 und Lukas 10, 1—24.

Demgegenüber ist es um so bedeutsamer, daß diese zwei von einander unabhängigen Berichte in der Sache einander aufs nächste verwandt sind. Es sind dieselben Verhältnisse, in denen das Leben Jesu sich bewegt, dieselben Oertlichkeiten und gesellschaftlichen Zustände, es ist das Leben des palästinensischen Kleinbürgertums, das sich ebenso in den berichteten Erlebnissen wie in den Bilderreden und Gleichniserzählungen Jesu sehr lebendig spiegelt in derselben anschaulichen Kleinmalerei des Selbsterlebten, es sind dieselben Sitten und Gebräuche im Tagesleben, in den Erwerbs- und Berufsverhältnissen, im häuslichen Leben, wie in den religiösen und sittlichen Anschauungen und Einrichtungen. Wir lernen die Arbeiter am Markte, die Frau beim Teigkneten, die Füllung des Weins in Lederschläuche, die Kleidersitten bei Reich und Arm, die Hauptnahrungsmittel, die verschiedenen Schichten des Volks, die verschiedenen Gewerbe, die Umgangsformen, das Fasten, das Händewaschen vor den Mahlzeiten, die strengen

Sabbatregeln, das Synagogenwesen, die politischen Verhältnisse, die führenden Kreise, die Charakterfiguren der Pharisäer, Zöllner, Schriftgelehrten, Hohenpriester, die mannigfachen Krankheitsformen und vieles andere kennen und zwar meist in ganz beiläufigen Bemerkungen und knappen Strichen. Das alles macht von vornherein einen sehr zuverlässigen Eindruck. Und dies umsomehr, als mindestens der eine der beiden Berichte, der des Markus, nicht nur nach fester Ueberlieferung, sondern auch nach seiner Sprachfarbe in Rom niedergeschrieben worden ist. Dennoch sind diese zum großen Teil Paläſtina, ja Galiläa eigentümlichen Züge in der Erinnerung in voller Frische und unvermischt mit solchen aus der römisch-griechischen Welt, geschweige aus der Hauptstadt Rom uns erhalten.

Auch nun Jesus selbst, inmitten dieser farbigen konkreten Welt. Vor allem: er redet hier und dort dieselbe Sprache, ihn bewegen dieselben Interessen. Es ist eine unerfindliche Art, die Gedanken in plastischer Bildersprache frei von jeder Abstraktion zum Ausdruck zu bringen, und in kurzen Sinnsprüchen die Urteile oder Grundsätze zu formulieren, die stets beim ersten Hören frappieren und zum Nachdenken reizen. Der Mittelpunkt der Gedanken ist hier wie dort das Reich Gottes Aber nirgends eine Definition, beidemal Spiegelbilder in Gleichnissen aus der Natur und dem Menschenleben.

Und das Bild des also Redenden selbst weist in beiden Berichten dieselben charakteristischen Züge auf, wie wir sie alle kennen. Und dies will umso mehr sagen, als es kein einfaches durchsichtiges Charakterbild ist, nicht nur eine Umrißzeichnung, nur die Personifikation einiger Tugenden, etwa die Personifikation der Weisheit oder der Menschenliebe oder der Lammesgeduld oder der Gottinnigkeit. Vielmehr ist es ein Bild, dessen einzelne Züge gar nicht so leicht ineinander aufgehen. Aber nicht etwa so, daß, wo sie schwer vereinbar sind, der eine Zug in der einen, der andere in der anderen Urkunde sich fände. Vielmehr finden die schwer verein-

baren sich jedes Mal in derselben Urkunde. Wie oft hat man schon versucht sie nachzuzeichnen, sei es mit Worten, sei es in den Linien eines Menschenantlitzes. Schlichte Menschlichkeit mit starken Gefühlsbewegungen, eindrucksfähig und erregbar, daneben ein hehres, abgeklärtes Gleichmaß, eine sichere Ueberlegenheit und Beherrschung der Lage wie der Menschen; jetzt milde, jetzt strenge, dort ganz Frieden, dort ganz Kampfeslust, hier Pietät gegen die Ueberlieferung, hier freies Sichhinwegsetzen über sie, bald Beschränkung auf das eigene Volk, bald weltweiter Horizont. Nur eines ist immer dasselbe, dieser Jesus gehört jedem, der sich ihm hilfsbedürftig und vertrauend naht. Er versteht sie alle, licht spiegelt sich in seinem Auge wie die galiläische Natur, so die Menschenseele und das Menschenleben. Und doch weilt er mit dem Innersten seines Wesens hoch über der Welt, den Menschen, dem Kampf, den Wirren des Lebens. Seine Seele lebt und webt in Gott, atmet in allem Gottes reinen Frieden. Aber dennoch ist es eine bewegte Menschenseele, es ist kein Gott, der wie eine Erscheinung hinschwebt über die Welt, unberührt, jenseitig, und in der Art von Orakelsprüchen Wahrheiten kundtut, die wie aus einer anderen Welt herüberklingen. Alles ist herausgeboren, ist hineingetaucht in die echtesten Erdgeruch atmende, enge, kleine, ganz konkrete Wirklichkeit. Nein, den Charakter einer mythologischen Figur, einer Gottheit, eines Phantasiegebildes hochfliegenden Glaubens trägt der Jesus dieser beiden Urevangelien nicht an sich, wenn er auch, zumal in den Markuserzählungen, über das Maß des rein Menschlichen mehrfach hinauswächst. Er ist Mensch, echter Mensch in seiner ganzen Erscheinungsform, er wird müde, hungert, schläft, frägt, jubelt, trauert, zittert, weint, zürnt, er ist sich der Grenzen seiner Macht wie seines Wissens bewußt.

Mögen einige Erzählungen legendarischen Charakter tragen, mag man selbst, was aber unausführbar ist wegen der engen Verbindung von manchen derselben mit

Aussprüchen oder Konflikten, die unerfindbar sind in ihrer Eigentümlichkeit, ich sage, mag man trotzdem die gesamten Wundergeschichten in Zweifel ziehen: wie kommen jene ganz konkreten Züge in ein mythologisches Bild, das uns, wie Drews meint, nur einen Erlösergott, dessen einzige Leistung es ist, zu sterben, um die Menschen zu erlösen, anschaulich machen soll? Sind sie doch auch für das in der griechisch-römischen Welt sich ausbreitende Christentum ohne jeden Belang! Oder was sollen diesen Christen in Ephesus oder Korinth oder Rom alle diese Ortsnamen Galiläas: Kapernaum, Chorazin, Bethsaida, See Genezareth, Gadara, Dekapolis, Caesarea Philippi, um von den eher als Dichtung begreiflich zu machenden Bethlehem und Nazareth abzusehen. Was sollen die vielen Personennamen, die jeder mythologischen Deutung widerstreben, die Namen der zwölf Jünger (Markus 3, 16—19), des Joseph von Arimathia (Markus 15, 43), des „Simon von Kyrene, Vater des Alexander und Rufus" (Markus 15, 21), des Simon des Aussätzigen (Markus 14, 3), der Maria von Magdala, der Johanna, Weib des Chusa, der Susanna (Lukas 8, 2 f.)? Was soll die eingehende Beschäftigung mit jüdischen Sonderbarkeiten, die für die Christen, für die diese Evangelien geschrieben wurden, so fremdartig sind, daß die Evangelisten sie ihnen zum Teil erst erklären müssen, wie das Händewaschen vor den Mahlzeiten (Markus 7, 1 ff.), die Fastensitten (Markus 2, 18 ff.), die engherzigen Sabbatregeln (Markus 2, 23 ff.), die jüdischen Ehegesetze (Markus 12, 18 ff.)? Da der Jesus der Evangelien diese Gebräuche alle ablehnt, können sie ja nicht dazu beitragen, der mythologischen Figur konkretere jüdische Züge zu verleihen.

Und nun wiederholt sich die vorhin gegenüber der Umwelt, in die das Bild hineingezeichnet ist, erhobene Frage auch gegenüber Jesus selbst und seinen Reden und Interessen. Warum fehlen diesem Bild, wenn es erdichtet ist, und zwar trotz seiner schriftlichen Fixierung inmitten und für Menschen der römisch-griechischen Welt,

alle hellenischen Züge, jeder Anklang an die philosophische Sprache, an die Denkweise und Interessen der Griechen.

Man wendet ein: es ist für die Christen gedichtet. Gut. Warum fehlt dann dieser nach Drews im letzten Grunde durch Paulus veranlaßten Jesusdichtung jeder Anklang an die paulinische Auffassung des Christentums, jeder Abglanz des paulinischen Herrn der Herrlichkeit? Jedermann empfindet es beim Lesen, daß dieser Jesus der Evangelien eine ganz andere Sprache redet, als Paulus in seinen Briefen und die sämtlichen sonstigen urchristlichen Schriftsteller. Warum klingt z. B. die paulinische Weise, die Geltung des Gesetzes für die Christen zu bestreiten, niemals wieder, wenn in den Evangelien Jesus gegen die pharisäische Gesetzlichkeit kämpft? Warum findet sich umgekehrt der Ausdruck „Menschensohn" nur im Munde Jesu, nie in den Schriften der Christen? Warum kehrt der Zentralbegriff in der Predigt Jesu, „Reich Gottes", in der brieflichen Literatur so auffallend selten wieder? Es ist ferner immer aufgefallen, was uns nachher unter anderem Gesichtspunkt beschäftigen wird, wie wenig die übrige neutestamentliche Literatur für Einzelheiten aus dem Erdenleben Jesu sich interessiert. Wie soll denn in dieser selben Zeit und in denselben Kreisen eine so unermüdliche, so schöpferische Phantasie ein Lebensbild Jesu erdichtet und bis in allerlei fernliegende Einzelheiten ausgemalt haben? Das alles wäre nur zur Not denkbar, wollte man annehmen, daß in den so geschlossenen christlichen Gemeinden zweierlei geistige Strömungen unvermittelt und ohne Austausch neben einander hergingen, diejenige, die das Jesusbild und die ihnen in den Mund gelegten Aussprüche schuf, und diejenige, die sich in der übrigen urchristlichen Literatur einen in der Hauptsache einheitlichen Ausdruck schaffte. Aber das widerstreitet allen Nachrichten über die feste Geschlossenheit der christlichen Gemeinden jener Tage und der Tatsache, daß diese Evangelien an verschiedenen Orten entstanden sind.

Spricht dies alles dafür, daß in den Evangelien der Christen gegebene Stoffe, und zwar solche, die jeder Erklärung aus mythologischen Quellen spotten und für die Belebung einer mythologischen Gestalt ganz fern liegen, d. h. also geschichtliche Tatsachen verarbeitet worden sind, so gilt dasselbe von der eigentümlichen Anordnung dieser Stoffe. Wieder stimmen darin die beiden oben nachgewiesenen ältesten Urkunden, das Markus-Evangelium und die Spruchsammlung, in überraschender Weise überein; und zwar so, daß der Wechsel in beiden nur durchleuchtet, nicht absichtlich hervorgehoben wird. Aber die Farben, die über den Erzählungen liegen, die Stimmungen, die in den Aussprüchen durchklingen, zeigen in beiden Urkunden deutlich scharf von einander sich abhebende Entwicklungsstufen dieses Lebens Jesu. Schlichte Anfänge in kleinem Kreis, hinreißender Eindruck, wachsender Erfolg, in gleichem Maße wachsende Gegnerschaft, wieder mit Einwendungen, die mit den späteren Zweifeln gegenüber dem christlichen Glauben gar nichts zu tun haben, trotz aller Verleumdungen und Mißdeutungen Steigerung des Erfolgs bis zu einer Massenbewegung, wobei wieder sehr genaue geographische Angaben überraschen („Und viel Volk folgte ihm nach aus Galiläa und aus Judäa und von Jerusalem und aus Idumäa und von jenseits des Jordan und aus den Gegenden von Tyrus und Sidon" Markus 3, 7 f.), dann ein völliger Umschlag der Stimmung, eine allmähliche Vereinsamung Jesu, eine Einschränknng seines Wirkens auf den engen Kreis seiner Getreuen, dann der Zug nach Jerusalem, dort ein neues Aufflackern der Begeisterung und ein jäher Zusammenbruch. Was haben diese wechselnden Stadien für Zweck und Sinn in der dichterischen Darstellung eines sich für die Menschen opfernden Gottes.

Nun aber die Hauptsache: Welcher Leser der Evangelien steht nicht unter dem Eindruck der völligen Einzigartigkeit, Unerfindlichkeit, Originalität des Jesusbildes? Und immer wird man es noch begreiflicher finden, daß

eine solche überragende Persönlichkeit einmal erschienen ist, als daß unbekannte Männer in ihren geheimen Zusammenkünften aus dem Austausch ihrer Träume und Ideale ein so einheitliches, in sich geschlossenes, lebenswahres Bild, an dem nichts verzeichnet ist, aus dem Nichts erschaffen haben sollten.

Diesen Schwierigkeiten gegenüber, das Jesusbild der Evangelien als freie Dichtung erklärlich zu machen, kann der Einwand: ich kann mir eine solche Persönlichkeit nicht denken, nicht bestehen. Wüßten wir nicht, daß Napoleon I. gelebt hat, oder Johann Sebastian Bach, wir würden mit demselben Recht einwenden, solche Verkörperungen brutaler Gewalt wie Napoleon, denen jedes Herz fehlt, solche dämonischen Beherrscher der Menschen, oder wiederum Musiker von solcher Vielseitigkeit, solcher Gewalt über die Töne, so unerschöpflicher Fruchtbarkeit wie Bach könne es nicht geben, sie müßten erdichtet sein, ihre Werke müßten auf eine ganze Reihe von Persönlichkeiten verteilt werden und nur der Mythus habe sie einer einzigen Person zugeschrieben. Weist man aber, wie Drews tat, gegenüber den Aussprüchen und Gleichnissen Jesu hin auf die alttestamentlichen Sammlungen von Psalmen, die man alle David, und von Sprüchen, die man alle Salomo zugeschrieben habe, so hinkt der Vergleich nach allen Seiten. In jenen Psalmen und Sprüchen reden die allerverschiedensten Geister, es ist keinerlei geistige Einheit in ihnen zu finden, und erst eine ganz späte Zeit hat sie auf eine einheitliche Persönlichkeit zurückgeführt, die vor vielen Jahrhunderten gelebt hat. In jenen Sprüchen und Gleichnissen der Evangelien aber redet überall derselbe Geist, redet in derselben originellen Bildersprache. Und dem sie sie zuschreiben, der Jesus soll wenige Jahrzehnte vorher gelebt haben, nicht in grauer Vorzeit, wie David und Salomo. Und sie wollen bei vielen dieser Aussprüche noch wissen, bei welcher Gelegenheit er sie gesprochen hat. Auch dem gegenüber wird freilich eingewendet, „diese Gelegenheiten tragen

überall einen nachweisbar erfundenen Charakter." Das mag manchmal wahrscheinlich zu machen sein. Aber ebenso oft sind sie in ihrer Eigenart als unerfindbar zu bezeichnen. Man denke an den Vorwurf, Jesus stehe mit Beelzebub im Bund (Markus 3, 22, Lukas 11, 15) oder die bange Frage des gefangenen Täufers, ob Jesus der Kommende sei (Luk. 7, 18—20), oder das aus der Situation heraus geborene Gleichnis von den Weingärtnern (Markus 12, 1—12), oder die Worte Jesu, als er in Nazareth abgelehnt wird (Markus 6, 1—6), oder als seine Angehörigen ihn heimholen wollen, weil sie fürchten, er sei von Sinnen (Markus 3, 20, 31—35).

Was will aber der nach allen Seiten nachgewiesenen Originalität und Unerfindlichkeit gegenüber das Bedenken bedeuten, diese Sprüche seien zu spät schriftlich festgelegt, um Anspruch auf Glaubwürdigkeit zu haben, in einer Zeit und einem Lande, wo in der Hauptsache alle Lehrer an das Gedächtnis sich wenden und, was niemand bezweifelt, Sprüche jüdischer Rabbiner, die erst viele Generationen später schriftlich fixiert worden sind, in ihrem ursprünglichen Wortlaut sich erhalten haben.

Jedes geschichtlichen Sinnes bar ist der Einwand, wie verschwommen doch oft die Erinnerung an unsere Großeltern sei und wieviel Legenden sich an das Leben großer Männer verhältnismäßig rasch heften. Das letztere braucht ja auch von Jesus nicht rundweg geleugnet zu werden. Darum bleibt aber hier wie dort der „große Mann" als der Kern, um den sich die Legende bildet. Und Großeltern sind nicht große Männer. Man gesteht im schlimmsten Falle, nichts mehr von ihnen zu wissen, aber man ersetzt dies nicht durch Dichtung.

Beruft man sich auf „die lebhafte Phantasie der Orientalen, die notorische Unzuverlässigkeit, den Mangel an historischem Sinn, die typische Unfähigkeit Geschehenes objektiv festzuhalten und wiederzugeben", so steht dem gegenüber das ebenso bekannte vorzüglich geschulte Gedächtnis, die Zähigkeit der örtlichen Erinnerung, die notorische Un-

produktivität jener jüdischen Generationen, die Plastik der Aussprüche und der Gleichnisse Jesu, die sich sogar dem modernen, geschwächten Gedächtnis unvergeßlich einprägen. Man kann von einer psychologischen Unmöglichkeit reden, daß in jenen Tagen apokalyptischer Traumbilder, denen jeder scharfe Umriß, jede Vorstellbarkeit fehlt, und rabbinischer Haarspaltereien und Buchstabentüfteleien von jüdischen Männern eine so scharf umrissene, lebensvolle, jeder Phantastik entbehrende, in konkretester Erdenwirklichkeit sich bewegende Gestalt erfunden worden wäre. Dazu kommt, daß eben die Schöpfer dieser Evangelien wie die Verfasser der neutestamentlichen Briefe sich ihrer geistigen Unselbständigkeit so bewußt sind, daß sie in allem nach einem Vorbild und einer Vorschrift fragen, um sich anzulehnen, ihnen zu folgen. Und noch ein anderes. Die Evangelien wie die Briefe verraten, daß den Urchristen für ihren Glauben, Jesus sei der Messias, das Beweisende in erster Linie die Uebereinstimmung des Geschichtsbildes mit den Weisjagungen war. Hieran und nicht am Geschichtsvorgang selbst haftet ihr stärkstes Interesse. Wie sollen sie aber dazu kommen, eine so große Zahl Geschichtsbilder zu produzieren, die nirgends geweisjagt sind, ja ein Bild, dem als Ganzem alle Weisjagungen, wie man sie damals deutete, aufs schärfste entgegenstehen? Gewiß ist die Absicht der Verfasser dieser Evangelienschriften, den Glauben, daß Jesus der Christus sei, zu erwecken. Aber man sieht allenthalben, welche Mühe ihnen das gekostet hat gegenüber dem überlieferten Tatbestand, der nun einmal nicht sich reimen will mit dem Satz, Jesus ist der Christus. Wie häufig ist dieser Jesus, z. B. der Jesus der Bergpredigt, zunächst nichts anderes als ein religiöser Sittenlehrer. Vor allem: Wo tritt der Jesus der synoptischen Evangelien denn als Erlöser-Gott auf, obgleich die Christen alle davon überzeugt sind, daß er ihr Erlöser sei. In der Spruchsammlung nie; im Markusevangelium deutlich nur in einem einzigen

dunklen Bildwort, und auch dort nur zur Vergleichung oder zum Vorbild für dieselbe, an die Menschen gestellte Forderung, daß einer des anderen Diener sein soll, Markus 10, 45: „Denn auch des Menschensohn ist nicht gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene und sein Leben als ein Lösegeld für viele gebe".

Was aber soll nun der letzte Einwand, daß wir bis zum heutigen Tage nicht einig darüber sind, was das Wesentliche in der Predigt Jesu, was das Eigenste in seiner Person sei, daß, wie Drews geltend gemacht hat, die entgegengesetztesten Richtungen Jesus als den ihrigen in Anspruch nehmen? Ist nicht eben dies viel eher ein Beweis für die Geschichtlichkeit Jesu und gegen die Unterstellung, die Erfinder dieser Gestalt und die Verfasser unserer Evangelien seien von ganz bestimmten Bedürfnissen oder Tendenzen dabei geleitet worden? Nein, was man in diesem Jesus fand, wenn man den Gesamteindruck auf sich wirken ließ, das eben trat in den mannigfaltigen einzelnen Aussprüchen und Vorgängen nicht immer beherrschend in den Mittelpunkt. Dennoch hielt man fest an der Ueberlieferung. Und so wurde das Bild so vieldeutig, trotz der geschlossenen Einheit in dieser Mannigfaltigkeit. Und wie steht es denn mit Goethe? Wird er nicht auch fast von allen Richtungen der Gegenwart, den Geistesaristokraten, den Tatmenschen, den Realisten und den Idealisten, den Monisten und den Sozialdemokraten als ihr Heros in Anspruch genommen? Und über den Grundgedanken des Faust sind wir genau so verschiedener Meinung als über das Wesen des Christentums. Und dennoch hat Goethe gelebt, und, was wir von ihm behaupten, ruht alles auf ganz gesicherten Urkunden. Und daß er und zwar er allein Faust geschrieben hat, ist wohl doch gewiß.

Wir sind am Ende und fassen zusammen: Mag man allerlei Einzelerzählungen beanstanden um ihrer Verwandtschaft willen mit Ueberlieferungen aus anderen Religionsgebieten, das steht hier nicht zur Debatte; läßt

man nicht, wie Drews, alles andere einfach außer acht, so sind die Berichte der Evangelien so reich an Stoffen, die jeder Herleitung aus Ideen oder anderen legendarischen oder mythologischen Quellen oder dem Bedürfen des Glaubens der Christen widerstehen, die keine andere Erklärung ermöglichen, als daß sie geschichtliche Tatsachen sind.

---

3. Paulus, als Zeuge des Lebens Jesu.

Die Sammlung der ältesten christlichen Literatur, unser Neues Testament, enthält außer den Evangelien aus der altchristlichen Zeit auch Briefe von verschiedenen führenden Christen an christliche Gemeinden, sowie eine Darstellung der Ausbreitung des Christentums in der ersten Generation, die sogenannte Apostelgeschichte. Die letztere stammt von demselben Verfasser wie das Lukasevangelium. Ihre verhältnismäßig spärlichen Hinweise auf die Lebensgeschichte Jesu in den Missionspredigten der Apostel legen durchweg den Schwerpunkt auf die rein menschliche Seite. Jede Spur eines mythologischen Untergrundes fehlt. Man lese z. B., wie Petrus dem Kornelius erzählt (10, 38): „Wie Gott den Jesus von Nazaret gesalbt hat mit heiligem Geist und Kraft, der dann umher zog und wohltat und alle vom Teufel Besessenen gesund machte, denn Gott war mit ihm". Oder wie er den Juden vorhält (2, 36): „So wisse nun das ganze Haus Israel, daß Gott diesen Jesus, den ihr gekreuzigt habt, zu einem Herrn und Christ gemacht hat". Da springt doch in die Augen, daß das ursprünglich Gegebene ein Menschenleben war, und erst der Glaube darin etwas Höheres sah. Auch im Hebräerbrief treten stark menschliche Züge in dem Jesusbilde hervor. „Denn wir haben nicht einen Hohenpriester", sagt der Verfasser 4, 15. 5, 7. 8, „der nicht könnte Mitleiden haben mit unseren Schwachheiten, sondern der versucht worden ist allenthalben, gleich wie wir, doch

ohne Sünde. Und er hat in den Tagen seines Fleisches Gebet und Flehen mit starkem Geschrei und Tränen geopfert zu dem, der ihm von dem Tod aushelfen konnte, und ist auch erhört aus seiner Angst. Und wiewohl er Gottes Sohn war, hat er doch an dem, das er litt, Gehorsam gelernt", und ist vollendet worden. So redet man doch wohl nicht von einem nur in Menschengestalt verkleideten Gott. Aber hier mag man einwenden, die Evangelienliteratur war schon da und veranlaßte dazu, das rührend Menschliche in ihren Berichten noch stärker der frommen Phantasie auszumalen.

Anders jedoch liegt es in den Paulusbriefen. Sie bieten ein so starkes Zeugnis für den geschichtlichen Jesus, daß bis Drews niemand Jesu Geschichtlichkeit zu leugnen gewagt hat, ohne auch die Echtheit dieser Paulusbriefe zu bestreiten. Freilich hat noch niemand vermocht, die Entstehung dieser Briefe im zweiten Jahrhundert irgend begreiflich zu machen. Sie handeln, und zwar in tiefster Erregung, von viel zu viel Dingen, die im zweiten Jahrhundert innerhalb des Christentums, wie wir aus den übrigen sicheren Dokumenten desselben sehen, niemand mehr ernstlich beschäftigt haben. Sie sprechen eine Sprache der rabbinischen Schulweisheit, die damals niemand mehr verstanden hätte. Sie zeigen uns in den verschiedenen Gemeinden, an die sie gerichtet sind, und im Leben des Paulus eine bunte Mannigfaltigkeit von konkreten Situationen, die für die angebliche Tendenz der untergeschobenen Briefe ganz belanglos sind. Und vor allen Dingen, sie zeigen in dem Paulus, von dem sie verfaßt sein wollen, eine so markante, eigenartige, geschlossene Persönlichkeit mit so lebhaften Empfindungen und so viel rein persönlichen Beziehungen, mit einer so genialen, religiösen Kraft, daß sie als pseudonyme Tendenzschriften ein literarisches Rätsel und Wunder wären, das jeder Analogie entbehrt und jeder Erklärung spottet.

So läßt denn Drews wenigstens die auch für unsere Untersuchung wichtigsten Paulusbriefe als Zeugnisse der

religiösen Anschauung des bedeutendsten und erfolgreichsten Vertreters und Verbreiters der neuen christlichen Religion gelten.

Aber er behauptet, Paulus habe keinen geschichtlichen Jesus vorausgesetzt, sondern nur das Bedürfnis gehabt, den Erlösergott Christus, den er verkündigte, der Phantasie in möglichst menschlichen Umrissen darzubieten, in ihm den Idealmenschen zu zeichnen, die Personifikation, die Idee der Menschheit. Der „historische Jesus" sei erst nach Paulus geschaffen worden auf Grund des Mißverständnisses dieser paulinischen Zeichnung des himmlischen Erlöserwesens in menschlichen Umrissen.

Stärker kann Paulus wohl kaum mißverstanden werden. Es ist ja richtig, an den Einzelheiten des Lebensganges Jesu haftet wenigstens in den Briefen des Paulus das Interesse nicht. Und es liegt hierin eine Schwierigkeit. Aber sie ist ganz anders und viel leichter zu lösen, als durch die Behauptung von Drews, für Paulus habe es noch keinen Jesus als historische Gestalt gegeben. Er hat eben diesen Jesus nicht persönlich gekannt, er stand nicht unter dem Eindruck dieses Lebensbildes. Der Ausgangspunkt seines Christentums war nur die Ueberzeugung, daß jener Jesus, der am Kreuz als Gotteslästerer hingerichtet worden war, tatsächlich, wie er selbst es behauptet hatte und wie seine unmittelbaren Jünger es glaubten und vertraten, der Christus sei. Aber warum sollte er, wie er Galater 1, 18 erzählt, nachdem auch er zu diesem von ihm bis dahin verfolgten Glauben bekehrt war, trotz der damit verbundenen Lebensgefahr auf vierzehn Tage nach Jerusalem gereist sein, um Petrus und den Bruder des Herrn, Jacobus, zu sprechen, wenn nicht in erster Linie, weil sie diesen Jesus gekannt hatten und ihm über ihn genau berichten konnten.

Daß er mehr davon wußte und bei seinen Missionspredigten mehr davon erzählte, als in seinen Briefen zum Ausdruck kommt, bezeugen diese Briefe selbst. Als

er den Korinthern über die richtige Feier des Herrnmahls schreibt, knüpft er an die Stiftung dieser Mahlzeit an mit den Worten (1. Korinther 11, 23): „Ich habe es von dem Herrn überkommen, was ich euch auch überliefert habe, daß der Herr Jesus in der Nacht, in der er überantwortet wurde, Brot nahm" und so fort.

Und den Philippern stellt er Jesus zum Vorbild, indem er daran erinnert: „Er erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tod, ja zum Tod am Kreuz". Den Galatern endlich ruft er aus seiner Missionstätigkeit unter ihnen in Erinnerung (3, 1), wie ihnen „Christus Jesus vor die Augen gemalt worden sei am Kreuz". Das setzt doch wohl eine ziemlich eingehende Kenntnis vom Leben Jesu bei den Briefempfängern voraus. Mehrmals redet er von den Zwölfen, nämlich den zwölf Jüngern Jesu, von „Jacobus, dem Bruder des Herrn" (1. Korinther 15, 5. 7, Galater 1, 19. 2, 9. 12). Es blieb Drews vorbehalten, die Beifügung „Bruder des Herrn", obgleich dort neben Jakobus Petrus steht, dahin zu deuten, Jakobus sei der beste Christ gewesen, dem Herrn am ähnlichsten! Auch auf Worte Jesu beruft sich Paulus mehrfach. Merkwürdigerweise solche, die nicht in unseren Evangelien stehen, und gegenüber verhältnismäßig nebensächlichen Wahrheiten. Uebrigens ein neuer Beweis, daß die Sammlung von Herrenworten in den Evangelien kaum erfunden sein kann, weil man solcher in der Gemeinde dringend zur Stütze für die eigene Position bedurft hätte. Der dabei gebrauchte Ausdruck „Worte des Herrn" soll nach Drews für die Regeln des Schutzpatrons, einer religiösen Gemeinschaft auch sonst im Altertum nachweisbar sein. Er hat aber keinen Beleg dafür gebracht.

Daß es sich aber für Paulus gerade um das Menschsein seines Christus, und zwar nicht im Sinn eines Menschheitsideals, sondern eines echten Menschendaseins, handelt, dafür zeugen viele einzelne Stellen und sein ganzer Gedankenaufbau, wie nicht minder seine Bekehrung.

Seine Auffassung der Erlösung durch Christus verlangt

dessen volle Menschlichkeit. Die Sünde muß am Fleisch als ihrem Sitz gestraft werden. Darum, so legt er den Römern dar (8, 3), „sandte Gott seinen Sohn in der Gestalt von Sündenfleisch um der Sünde willen und hat die Sünde im Fleisch", nämlich in diesem von dem Sohne angenommenen Fleisch, „getötet". Und zwar getötet am Kreuz in Erfüllung des alttestamentlichen Gesetzes: „Verflucht ist jeder, der am Holz hängt" (Galater 3, 13). Sein Blut mußte vergossen werden; denn Blut bewirkt Erlösung, Rechtfertigung (Römer 3, 25. 29, Kolosser 1, 14). Auch unter das Gesetz mußte Jesus gestellt werden, damit er die unter dem Gesetz und seinem Fluch Stehenden erlösen könne. So betont Paulus gerade die Menschwerdung Jesu immer an den entscheidenden Stellen seiner Darlegungen. „Da aber die Zeit erfüllt war, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einem Weibe und unter das Gesetz getan, auf daß er die, die unter dem Gesetz standen, erlöste", schreibt er an die Galater 4, 4. In seinem großen Schreiben an die ihm unbekannten Christen Roms gibt er schon in der Adresse (Römer 1, 3) an, daß das von ihm verkündete Evangelium handle „von seinem (Gottes) Sohn, der geboren ist aus Davids Geschlecht nach dem Fleisch". Mit malenden Worten hält er den Korinthern diesen Eintritt Jesu ins Menschendasein als Vorbild dafür vor, daß sie reichlich zu der Geldsammlung für die Urchristen beitragen möchten (2. Korinther 8, 9): „Ihr wißt doch die Gnade unseres Herrn Jesus Christus, wie er um Euretwillen, da er reich war, arm wurde, damit ihr durch seine Armut reich würdet", und noch ausmalender den Philippern als Vorbild in der Demut (2, 5 ff.): „Ein jeglicher sei gesinnt, wie Jesus Christus auch war, welcher, da er in Gottesgestalt sich befand, das Gottgleichsein nicht als Gewaltmittel betrachtete, sondern sich selbst aufgab, im Bild von Menschen erschien und Knechtsgestalt annahm, an Haltung als ein Mensch erfunden." Wie lebhaft ihm diese menschlichen Lebensumstände Jesu vorschweben, blickt auch 1. Korinther 15, 4 durch, wenn er

ausdrücklich erwähnt, daß Jesus, nachdem er gestorben, begraben worden sei. Wie will Drews solchen Sprüchen gegenüber den Satz festhalten: „Das ganze Erdenleben Jesu ist dem Paulus vollkommen gleichgültig"?

Wenn aber Paulus in seinen Briefen, wo es sich um Gegenwartsfragen in der Christengemeinde, um die Konsequenzen aus der Erscheinung und dem Erlösungswerk des menschgewordenen Gottessohns für das Leben der Seinen handelt, auf die Einzelheiten dieses Erdenlebens Jesu nicht eingeht, so rührt dies davon her, daß Paulus diesen Jesus als Auferstandenen lebend und sich nahe weiß, ihn erfüllend und regierend mit seinem Geist. Ja, so innig weiß er sich diesem seinem verklärten Herrn verbunden, daß er bekennt: „Nicht ich lebe, Christus lebt in mir" (Galater 2,20), „Christus ist mein Leben" (Philipper 1,21). Aber dieser auferstandene „Christus" ist für ihn kein anderer, als eben jener Jesus, und nur darum ist er gewiß, daß er jetzt sein Werk zu vollenden im Begriff steht, weil er als Jesus auf Erden erschienen war, es durch seinen Tod zu beginnen. Er ist erst von dem Moment an Christ, wo ihm gewiß geworden ist, daß jener von den Juden gekreuzigte Jesus zu unrecht gekreuzigt worden und er die Anhänger dieses Gekreuzigten zu unrecht verfolgt habe, nachdem er, wie er 1. Korinther 9,1 feierlich erklärt, den Herrn Jesus Christus gesehen hat. Und wie er, so haben ihn nach seiner feierlichen, fast aktenmäßigen Berichterstattung über die Erscheinungen des Auferstandenen (1. Korinther 15,1 ff.) „mehr denn 500 Brüder auf einmal gesehen, von denen etliche noch leben", wie er beifügt. Da muß diese Gestalt doch ganz bestimmte, allen bekannte Züge gehabt haben, an denen die Erscheinung als die Jesu kenntlich war. Drews empfindet das so stark, daß er zu dem von ihm als Retter in der Not gern herbeigezwungenen Mittel greift, die Notiz sei eine spätere Einschaltung. Und zwar weil sonst von dieser Erscheinung vor einer großen Menschenmenge nichts überliefert sei, und dies doch nicht vergessen worden sein könne. Aber

noch weniger kann es dann, wenn kein Mensch bis dahin etwas davon wußte, ohne Widerstand in einen Paulusbrief an so bedeutsamer Stelle eingedrungen sein! Wir Theologen glauben in großer Zahl das Ereignis wohl bezeugt, ob auch in einer, übrigens für die damaligen Anschauungen nicht starken, Abwandlung, indem an die Stelle des verklärten Herrn der Geist trat, aber verbunden mit Lichterscheinungen, in denen die ältere Ueberlieferung noch nachwirkt: in dem Pfingsterlebnis der Apostelgeschichte.

Die Grundposition des Paulus ist also vielmehr gerade an dem historischen Jesus orientiert. An einen Christus, als in Gottes Rat beschlossen und im Himmel von Anbeginn der Welt an in göttlicher Daseinsweise existierend (präexistent nennen wir Theologen das) und in wunderbaren Erscheinungen der alttestamentlichen Zeit wirksam, hatte er mit den meisten seiner jüdischen frommen Zeitgenossen längst geglaubt und dieses Christus Kommen in die Welt heiß ersehnt. Jetzt aber ist er gewiß: der Christus ist in die Welt gekommen, ist Mensch geworden, hat Fleisch und Blut angenommen; Jesus ist der Christus gewesen, und als Mensch von Fleisch und Blut hat er die Menschen durch seinen Tod von der Sünde und dem Tod erlöst, „Gott hat den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir in ihm die Gerechtigkeit würden, die vor Gott gilt". In diesem Jesus wurzelt darum sein Christusglaube. Darum ist seine liebste Formel „Jesus Christus", d. h. wie wir besser übersetzen würden, „Jesus der Messias", oder ebenso häufig „der Messias Jesus". Und seinem Bild von dem gegenwärtigen und dem bald wiederkommenden Christus gibt dieser Jesus den konkreten Inhalt, die Züge. Leicht schien es aber auch ihm nicht, in diesem Jesus den Christus oder, wie er in einem für die Griechen verständlicheren Wort gern sagt, den Herrn zu erkennen. Ist es ihm doch selbst bitter schwer geworden, sich dazu durchzuringen. So versichert er den Korinthern (I, 12,3): „Niemand kann Jesus Herr nennen, außer durch den heiligen Geist", ein Beweis, daß

„Jesus ist der Herr" die christliche Bekenntnisformel gewesen ist.

So schildert die Apostelgeschichte sicher zutreffend die Situation bei der paulinischen Missionstätigkeit mit den Worten: Er wies den Juden in der Synagoge nach, daß Jesus der Christus sei (17, 3). Und dies bleibt die Position in der nächsten Generation; so im ersten Johannesbrief: „Wer da glaubt, daß Jesus der Christus sei, der ist von Gott geboren" (5, 1), oder „Ein jeder Geist, der bekennt, daß Jesus Christus ins Fleisch gekommen sei, der ist von Gott" (4, 2). Oder im zweiten Timotheusbrief: „Halt im Gedächtnis Jesus Christus, der von den Toten auferstanden ist, aus dem Geschlecht Davids" (2, 8). Der erste Petrusbrief weiß auch davon zu erzählen, daß „Christus im Fleisch für uns gelitten hat" (4, 1) und stellt ihn zum Vorbild für die, die um seines Namens willen leiden müssen, mit den Worten: (2, 21 f) „Christus hat gelitten für uns und uns ein Vorbild gelassen, daß wir seinen Fußtapfen nachfolgen sollen, welcher keine Sünde getan hat, ist auch kein Betrug in seinem Munde erfunden, welcher nicht wiederschalt, da er gescholten ward, nicht drohte, da er litt. Er stellte es aber dem heim, der da Recht richtet." Und ganz ähnlich lesen wir im Hebräerbrief (12, 2): „Lasset uns laufen durch Geduld in dem Kampf, der uns verordnet ist, und aufsehen auf Jesus, den Anfänger und Vollender des Glaubens, welcher, ob er wohl Freude haben konnte, das Kreuz erduldete und der Schande nicht achtete." Der Verfasser erinnert daran, daß dieser „Jesus, damit er das Volk durch sein eigen Blut heilige, gelitten habe außen vor dem Tor" (13, 12) und erweitert eines der urchristlichen Bekenntnisse, Jesus ist der Christus, zu dem feierlichen, hymnusartigen Satz: „Jesus ist Christus gestern (d. h. eben in den Tagen seines Erdenlebens), heute und derselbe in Ewigkeit" (13, 8).

Man muß also die These von Drews zunächst umkehren, dann wird sie richtig. Für Paulus, wie für alle

die Christen, deren Bekenntnisse im Neuen Testament gesammelt sind, ist der geschichtliche Jesus der Angelpunkt oder, wie einer von ihnen sagt (1. Petri 2, 7), der Eckstein ihrer ganzen Position.

Und gerade, daß sie nie auf die Einzelheiten seines Erdenlebens irgend eingehen müssen, auch wo sie ihren Glauben zu verteidigen genötigt sind, beweist, daß ihnen nie bestritten worden ist, daß Jesus gelebt habe, sondern nur, daß dieser Jesus der Christus sei. Und doch lag für die Gegner des neuen Glaubens, wenn Drews recht hätte, die Sache so einfach wie möglich. Sie durften ihnen ja nur urkundlich nachweisen, was doch nicht allzu schwer gewesen sein könnte, zumal zu Pauli Zeit, und für seine heftigsten Gegner, die Juden Jerusalems, daß dieser Jesus ja nie gelebt habe, also ihr Christusglaube völlig in der Luft stehe. Man muß sich nur gegenwärtig halten, daß die rechtgläubigen Juden alle an einen Christus und sein Kommen in die Welt seit lange glaubten. Nicht das war also die Differenz, ob es einen Christus gebe, darin waren alle einig, sondern ob dieser heiß ersehnte Christus nun endlich wirklich aus seinen Höhen herniedergestiegen und unter den Menschen erschienen ist. Und keineswegs war es dabei selbstverständliche Erwartung, daß er als voller Mensch erscheinen müsse. Vielmehr träumte man von einer himmlischen Erscheinung in des Himmels Wolken, auf weißem Roß oder ähnlich, begleitet von den Heerscharen des Himmels. Die Behauptung der Christen aber unterschied sich von diesen jüdischen Zukunftsbildern eben dadurch, daß sie in dem in schlichtester Menschlichkeit unter den Juden auftretenden und nun gar am Holz der Schmach elend gehenkten Jesus diesen Christus eben gestern erschienen glaubten.

So ist das ganze Urchristentum einstimmiger Zeuge für die Geschichtlichkeit Jesu.

4. Der „vorchristliche Jesus".

Wer nun die bisher besprochene Zeugenreihe nicht als für den Beweis der Geschichtlichkeit Jesu ausreichend anerkennt, dem liegt ob, zu erklären, wie und woher denn dann dieses erdichtete Jesusbild in die Anfänge der christlichen religiösen Bewegung eingestellt worden sei, und wie es von dieser Dichtung aus zu der allgemeinen und unbestrittenen Ueberzeugung kommen konnte, daß dieser Jesus in Palästina in einer ganz bestimmten nahe zurückliegenden Zeit gelebt und das Christentum begründet habe. Die Ausgangs-Position von Drews: Paulus habe das Bedürfnis gehabt, den Erlöser-Gott Christus in menschlichen Linien vor die Phantasie zu stellen und zu einem Idealbild der Menschheit auszugestalten, ist durch die Nachweise im vorhergehenden Abschnitt zu Fall gebracht. Paulus malt gar kein Idealbild eines Menschen aus, er hat ja gar nicht das Bedürfnis, vor allem die Menschenzüge an seinem Christus zu sehen und zu zeigen; vor seinem geistigen Auge, in seiner Seele lebt ja viel mehr, wie auch Drews, in der Absicht, dadurch den historischen Jesus in der Gedankenwelt des Paulus zu streichen, zutreffend energisch betont, der Geist-Christus. Aber dieser Geist-Christus führt den Namen Jesus, d. h. er weiß ihn erschienen gewesen in Jesus. Aber, das ist das Verwirrende, dennoch steht nicht dieser Jesus, sondern jener Christus im Mittelpunkt seines Interesses.

Dieser Name Jesus ist der Stein, der in dem Wege liegt, welchen Drews uns führen will. Doch Drews weiß den Stein aus dem Wege zu räumen. „Jesus war bei zahlreichen jüdischen Sekten nur ein anderer Name des Messias." „Von Anfang an läuft im Judentum neben dem priesterlichen und offiziell betonten Monotheismus ein Glaube an andere Götter her, der vor allem von den Geheimsekten gepflegt worden zu sein scheint". Es ist ehrlich von ihm, daß er wenigstens „scheint" sagt. Denn wir wissen wirklich nichts, schlechterdings nichts von diesem Glauben an andere

Götter in jüdischen Geheimsekten. Wir wissen wohl von dem Glauben an Engelwesen, auch an eine Art Erscheinungsformen und Gegenwartszeichen des unsichtbaren, weltfernen, einzigen Gottes: seine Stimme, seinen Lichtglanz, seinen Geist, seine Vernunft, auch von Mittlerwesen, die die Kluft zwischen ihnen und den Menschen überbrücken und in die Starre und Stille ihres strengen, monotheistischen Glaubens etwas Leben und Bewegung bringen sollten. Ja, jene Offenbarungsmittel des unfaßbaren Gottes jenseits aller Welten verdichten sich bei der plastischen Art des Orients, Begriffe als Wirklichkeiten zu bezeichnen, selbst zu solchen Mittlerwesen. Sie sind der Abglanz, der Stempelabdruck, das Bild, der Sohn Gottes. Aber niemals sind sie Götter. Sie haben Göttlichkeit, weil sie Gott vorstellen, nicht weil sie neben Gott Götter sind. Von einem Glauben an andere Götter kann innerhalb des Judentums nimmermehr die Rede sein.

Aber Drews weiß mehr. „In diesen Vorstellungskreis gehört auch der Glaube an einen zweiten Gott oder Halbgott Jesus hinein, der offenbar in eine sehr frühe vorchristliche Vergangenheit zurückgeht." Einen Beweis, daß dies „offenbar" der Fall sei, sucht man aber bei Drews vergebens. Was er anführt, ist nur folgendes.

Ein Engländer Robertson, nicht der berühmte, hat nachzuweisen versucht, daß der uns allen als Nachfolger des Moses bekannte Eroberer des Landes Josua in Wahrheit ein alter ephraemitischer Sonnengott sei. Selbst wenn man diese noch lange nicht spruchreife Hypothese als richtig zugesteht, so besitzen wir doch keine leise Spur, daß, nachdem dieser Sonnengott die bekannte Einstellung in die älteste Geschichte Israels als Nachfolger des Moses, als Heerführer des Volkes und Eroberer des Landes erhalten hat, irgendwo und wann, geschweige zur Zeit der Entstehung des Christentums, Josua noch als Gott im Glauben von Juden umgegangen sei. Statt dies nachzuweisen, sagt Drews „offenbar". Nach seiner Konstruktion müßte aber der Glaube an einen „Jesusgott" (statt Josua,

was allerdings dasselbe Stammwort in leiser Abwandlung ist) in jener Zeit sehr verbreitet gewesen, also auch uns bekannt sein.

Doch Drews weiß einiges von solchen Geheimsekten. Er nennt zunächst die Jessäer. Wir wissen leider gar nichts von ihnen. Ihr Name kann nur von Jesse, dem Vater Davids, stammen. Mit Jesus hat er also schlechterdings nichts zu tun. Vielleicht war es eine messiasgläubige Sekte, die den Messias als Davidsohn, also als aus dem Stamme Jesse oder Isai (vgl. 1. Samuelis 16, 1. Römer 15, 12) hervorgehend erwartete.

Daneben nennt er die vor allem in Aegypten heimische Bruderschaft der Therapeuten. Im Unterschied von den Jessäern sind die uns über sie erhaltenen Nachrichten ziemlich eingehend. Es waren Einsiedler, die ihre Hütten nicht allzu fern voneinander errichteten, mit Schriftgelehrsamkeit ihre Tage füllten und an bestimmten Tagen heilige Mahlzeiten mit nächtlichen Feiern hielten. Daß sie aber mit der Messiashoffnung ihres Volkes sich beschäftigten, geschweige dem Zukunftskönig entgegenharrten, oder gar, wie Drews mutig behauptet, einen Kultgott Jesus verehrten und womöglich in ihm den Messias sahen, ob schon vorhanden oder erst in der Zukunft erwartet, läßt Drews völlig unerörtert, von dem allem ist auch nicht das Leiseste in Philo's eingehender Schilderung ihres Lebens und Denkens angedeutet. Wenn Drews gar meint, ihr Name Therapeutes bedeute Arzt, Heiland und sei griechische Uebersetzung des Wortes Jesus, so wissen wir vielmehr, daß es Gottesverehrer bedeuten wollte, also mit dem Wortsinn des Namens Jesus schlechterdings nichts zu tun hat.

Von einer fürs zweite christliche Jahrhundert bezeugten christlich-gnostischen Sekte, die sich Naassener nannten, ist uns ein Hymnus erhalten, der schildert, wie Jesus in der himmlischen Welt seinen Vater bittet, ihn hinabzusenden zu den in der Finsternis verirrten Menschenseelen, um ihnen Erlösung zu bringen. Daß diese

Naassener vorchristlichen Ursprungs seien, ist durch nichts zu erweisen, wenn auch an sich nicht undenkbar. Aber daß jener Hymnus aus vorchristlicher Zeit stamme, ist rein aus der Luft gegriffen. Er wird von einem ihrer christlichen Gegner als zur Zeit d. h. eben im zweiten Jahrhundert bei ihnen umgehend zitiert.

Endlich sollen auch die Nazarener, deren Name uns wiederum nur aus der christlichen Zeit für streng jüdische Christen bezeugt ist, als Kronzeugen für einen vorchristlichen Jesus dienen, indem sie irgendwie mit Nazoräern und womöglich Nasiräern in Zusammenhang gebracht werden. Aber hier kommen wir in ganz dunkle, durch viele Mißverständnisse und Verwechslungen der aneinander anklingenden Namen verwirrte Gebiete, die vielleicht nie völlig aufgehellt werden können. Drews nimmt wieder den Versuch mancher Gelehrten als erwiesene Wahrheit an, Nazaret als einen aus dem Namen Nazarener oder Nazoräer erfundenen Ortsnamen zu erklären, während in Wahrheit ein Ort dieses Namens gar nicht existiert habe. Aber die Hypothese bewegt sich doch in einem bedenklichen Zirkel. Bisher meinte man, Nazarener komme von Nazaret oder, wie der Name auch überliefert ist, Nazara, woraus sich das Wort leichter bilden konnte. Jetzt soll es umgekehrt sein, und Nazarener soll aus Nasiräer, dessen Ursprung wir kennen, oder Nazoräer, dessen Entstehung wenigstens leicht zu deuten ist, als eine Verderbnis entstanden sein. Und Jesus soll Nasiräer gewesen oder Nazoräer genannt worden sein. Aber wie kam es denn zu der Verderbnis dieser beiden möglichen ursprünglichen Worte, wenn Nazaret nicht existierte? Und wie verfiel man dann darauf, an dieses verderbte Wort anzuknüpfen und, um es zu deuten, den erfundenen Jesus in einem erfundenen Ort heimisch sein zu lassen und ihn damit von Anfang an mit einer großen Unwahrscheinlichkeit zu belasten? Und wie konnte sich dies so rasch in der Ueberliefernng durchsetzen? War schon der Kultgott Jesus vielleicht von Nasiräern verehrt, diese vom Volk

Nazarener genannt, dann ihr Kultgott als Jesus Nazarenus bezeichnet und schon dort dann von einem Nirgendheim Nazaret als dieses Kultgottes Stadt gefabelt? Waren denn die alten Christen nicht imstande, festzustellen, ob es ein Nazaret gab? Und wie sinkt der Kultgott von Nazaret dann herunter zum Zimmermann von Nazaret? Und warum heißt trotz dessen Kapernaum „seine Stadt" und nicht Nazaret? Und wie und wann kommt es denn dann zur nachträglichen Gründung einer wirklichen Stadt mit diesem Namen, und dies in einer ganz abgelegenen Gegend? Und warum wohnen in dieser doch im Interesse des Christusmythus gegründeten Stadt nur Juden, wie ein christlicher Schriftsteller des vierten Jahrhunderts Epiphanius zu seinem Staunen dort festgestellt hat? So viel Fragen, so viel Unmöglichkeiten!

Von der Existenz eines jüdischen Sektenheros namens Jesus ist uns also auch nicht der leiseste urkundliche Beleg erhalten. Aber Drews bringt noch einen Beweis für die Verbreitung des Kultes dieses völlig mysteriösen Sektengottes bei. Das ist die rasche Verbreitung der neuen, an den Jesusmessias glaubenden Religionsgemeinde. Dieses vermeintliche Rätsel soll sich, so meint er, ohne Schwierigkeit nur erklären aus der weiten Verbreitung eines vorchristlichen Jesuskultus unter den Juden im römischen Reich. Nun gibt uns aber die nachweisbare Geschichte eine viel einfachere Erklärung, als diese dafür erfundene Hypothese. Ueberall waren die Juden jener Tage, wie schon oben gesagt, in gespannter Erwartung, daß der verheißene Erlöser, der Gründer des Gottesreichs endlich erscheinen werde. Auch durch die heidnische Welt ging das Hoffen und Sehnen nach einem Erlöser in jenen Tagen allgemeiner Götterdämmerung und tiefster innerer Unbefriedigung. In jedem neuen Kaiser hofften sie ihn endlich erschienen. Die mit den römischen Verhältnissen Unzufriedenen wandten sich in Scharen den jüdischen Synagogen zu, die es fast in jeder Stadt gab, angezogen ebenso von ihrem geistigen Gottesglauben,

ihren ernsten Gottesdiensten, ihren wunderbaren, tiefsinnigen alten Erzählungen, wie ihren Prophetenschriften und ihrer Messiashoffnung. Da war es kein Wunder, daß die Botschaft „der Erlöser ist erschienen", zumal wenn man ihnen das Bild Jesu malte und den Kreuzestod im Anschluß an allerlei alte Mythen von sterbenden Göttern, an weitverbreitete Vorstellungen von der sühnenden Kraft des Blutes und geheimnisvolle Worte des alten Testamentes deutete, rasch überall Gläubige fand. —

Ist es mit dem jüdischen Sektengott Jesus nichts, so liegt es anders bei der zweiten, von Drews für die Entstehung der „Christusmythe" angenommenen Quelle. Es ist allbekannt, daß die Vorstellung von sterbenden Göttern, die durch ihren Tod Erlösung bringen und aus dem Tode wiedererstehen, in vielen Religionen sich findet. Es ist eine der tiefsinnigsten religiösen Ideen der vorchristlichen Welt, anknüpfend an die Erscheinungen bei Sonne und Mond, den Auf- und Untergang, das Steigen und Sinken ihrer Bahnen, Vollmond und Neumond, wie die Naturvorgänge im Wechsel der Jahreszeiten, und weiter ausgebildet an der Beobachtung der Gesetze für das menschliche Gemeinschaftsleben, nach denen die einen für die anderen, die Helden für die Menge sich opfern müssen. Freilich die Drewssche Formel, daß der Christusmythus eine Kombination des jüdischen Sektenheilandes Jesus und des heidnischen sich selbst opfernden Erlösergottes sei, ist hinfällig, da es, wie wir sahen, keinen jüdischen Sektenheiland Jesus gegeben hat. Aber ebenso widerspricht die ganze urchristliche Literatur der Möglichkeit, daß der christliche Glaube an die erlösende Kraft des Kreuzestodes Jesu nur eine Umformung jener heidnischen Idee vom sich opfernden Gott sei. Wiederum schon darum, weil eben Jesus am Kreuz mindestens von der alten Christenheit nicht als Gott empfunden wurde. Paulus müßte auch hier der Schöpfer gewesen sein. Aber gerade das Wesentlichste fehlt bei ihm, nämlich die Vorstellung eines Erlösergottes, vielmehr ist

es, wie oben gezeigt, nach des Paulus ganzem Gedankenkreis eben der „Mensch" Jesus, der, sofern er Mensch geworden ist, die Erlösung vollbracht hat, nicht aber ein Gott, der als Gott stirbt. Diese Umwandlung müßte doch erst erklärt werden. Gott hat Jesus gesandt und Jesus dahingegeben, so ist seine Vorstellung. Und in allen urchristlichen Ausführungen ist es so. Der Ausgangspunkt ist nirgends ein Gott, der sich opfert, sondern der Mensch Jesus, den die Seinen für den Christus hielten, und der entgegen allem, was man von diesem Christus erwartete, ans Kreuz gehängt wurde, so daß sie in Gefahr waren, an ihrem Glauben, er sei der Christus, irre zu werden. Ernstlich gilt es, ihnen dieses Rätsel eines gekreuzigten Christus, „den Juden ein Aergernis und den Griechen eine Torheit", wie Paulus aus seinen Missionserfahrungen weiß (1. Korinther 1, 23), zu lösen, diesen befremdlichen Gottesratschluß zu begreifen. Denn als solchen müssen sie es doch betrachten, wenn sie an Jesus nicht irre werden wollen. Wären umgekehrt jene mythologischen Ideen die Quelle des ganzen Christusdramas, woher dann der Anstoß? Waren sie denen, die sie sich nun dramatisierten, in der „Christusmythe" vertraut, wozu dann die verschiedenartigen Versuche der neutestamentlichen Schriftsteller, zu erklären, warum dieser Tod notwendig war und wieso er erlösend wirken konnte? Und warum nimmt dann Paulus nicht jene mythologischen Ideen zu Hilfe, sondern verweist auf die Schrift: „Er ist gestorben für unsere Sünden nach der Schrift" (1. Korinther 15, 3). Warum das förmliche Herbeisuchen von allerlei Analogien und ursächlichen Zusammenhängen, um das Rätsel zu lösen, der Idee der Stellvertretung, der dem Opferwesen zu Grunde liegenden Gedanken, des Zusammenhangs von Sünde und Tod, der Forderungen der göttlichen Gerechtigkeit, während jene mythologischen Gedanken nirgends auch nur leise anklingen. Daß, wo diese umgingen, die Anbeter eines solchen sich opfernden Gottes, ob es nun Adonis oder Mithras oder wer sonst

war, die uralte mythologische Idee erst sich zu erklären sich gemüht hätten, ist nirgends überliefert, wäre auch psychologisch ganz unverständlich. An Mythen glaubt man, sie sprechen für sich selbst. Tatsachen legt man sich zurecht, weil sie zunächst unbegreiflich sind.

Dazu kommt ein anderes. Wäre die Vorstellung eines sich opfernden Gottes die Quelle für die „Christusmythe", warum erzählen die Mythusgläubigen dann, daß dieser Jesus eben jetzt, in ihrer eigenen Zeit geopfert worden ist. Mythen verlegt man doch in alte graue Vergangenheit, niemals in die Gegenwart. Es hätte dann eine alte Geschichte als eben ausgegraben in Umlauf gesetzt werden müssen. Sie durfte nicht beginnen: „Es begab sich aber zu der Zeit, daß ein Gebot vom Kaiser Augustus ausging, daß alle Welt geschätzet würde. Und diese Schätzung war die allererste und geschah zur Zeit, da Cyrenius Landpfleger in Syrien war" (Lukas 2, 1). Sie durfte nicht weiter festsetzen: „In dem 15. Regierungsjahr des Kaisers Tiberius, da Pontius Pilatus Landpfleger in Judäa war und Herodes Vierfürst in Galiläa und sein Bruder Philippus Vierfürst in Ituräa usw." (Lukas 3, 1). Oder: „Da Jesus geboren war zu Bethlehem im jüdischen Lande zur Zeit des Königs Herodes" (Matthäus 2, 1). Das waren aber Zeiten, die man noch kannte, und die für die Urchristen in viel hellerem Licht der Geschichte lagen, als für uns heute, wenn wir nicht gerade Gelehrte sind. Damals war die Kultur auf ihrem Höhepunkt, und auch Palästina war in ihrem Lichtkreis. In solchen Zeiten ereignen sich keine Mythen. Es ist unglaublich unhistorisch gedacht, wenn Drews z. B. fragt: „Warum kann nicht, was bei einem Moses geschah (er meint die freie Erfindung dieser Figur, übrigens eine noch scharf umstrittene Hypothese), auch bei Jesus geschehen?" Er vergißt, daß dieser Moses viele, viele hundert Jahre vor der Zeit, in der man nachweislich von ihm erzählte, gelebt haben soll, in den allerersten dämmernden Anfängen

der Geschichte des Volkes Israel, Jesus dagegen in einer Zeit, da die Tagesereignisse vor den Augen von Millionen klarblickender und gebildeter Menschen sich abspielten, in einer literarischen Zeit ersten Ranges. Ja, Drews hat den Mut, die Tellsage als Analogie für seine Christusmythe heranzuziehen. Er vergißt wohl wieder, daß erst Schiller eine sehr dürftige, auf einen einzigen Vorgang sich beschränkende Sage aus grauer Vorzeit zu einem wirklichen, etwa mit der Jesusgeschichte der Evangelien an konkreter Farben- und Gestaltenfülle vergleichbaren Lebensbild umgedichtet hat, aber selbstverständlich ohne sie nun plötzlich aus dem „einmal" ins „heute" zu verlegen.

Drews erzählt uns ferner selbst, daß in den Kulten, deren Mittelpunkt der Mythus vom sich opfernden Gotterlöser bildete, entweder eine Puppe oder ein lebendiger Verbrecher geopfert worden sei. Letzteres natürlich in alten, rohen Zeiten. Wie kommt denn dann die Sekte, in der der mysteriöse Jesuskult gepflegt worden sein soll, dazu, plötzlich ihren Jesusgott nicht im Bild, in ihren Kultfesten zu opfern, sondern ihn selbst, leibhaftig, in Fleisch und Blut, vor aller Welt, von jüdischen und römischen Behörden der Gegenwart hingerichtet sich darzustellen? Und warum, wenn sie keine Puppe wählte, berichtet sie dann nicht wenigstens, jenen rohen Kultsitten entsprechend, daß ein Verbrecher an des Gottes Stelle hingerichtet worden sei?

Lauter Unmöglichkeiten, die der Mythologe gar nicht sieht.

Die größte aber ist dies Lebensbild selbst, das von Jesus gezeichnet worden ist, wenn auch Drews darüber erstaunlich leicht hinwegkommt. „War der Gott Jesus von Paulus für einen Menschen in der Idee erklärt, so konnte es keine Schwierigkeiten mehr machen, dieses Jesusbild auszumalen." „Der Mythus brauchte nur in eine Lebensgeschichte umgedeutet zu werden, und der Stoff der Evangelien war in der Hauptsache fertig." „Die Evangelien enthalten nichts, was nicht in dieser Weise

entstanden sein könnte." „Es ist so einfach, da schwinden alle Schwierigkeiten auf einen Schlag, wenn man Jesus als vermenschlichten Gott denkt, es handelt sich nur um die Kristallisation des Stoffs um die Kultgestalt Jesu statt um den historischen Christus." Wenn aber diese Kultgestalt, wie wir zeigten, ein Phantom ist? Für Kristallisationsprozesse bedarf es doch eines festen Kerns. „Die Quellen sind so beschaffen, daß ein wirklicher Historiker, der nicht schon mit der Ueberzeugung und der Absicht an sie herantritt, einen geschichtlichen Jesus in ihnen zu finden, keinen Augenblick darüber im Unklaren sein kann, daß er es hier mit einer religiösen Dichtung, mit einem in ein historisches Gewand gehüllten Mythus zu tun hat, der sich prinzipiell in nichts von anderen derartigen Mythen oder Sagen — man denke nur an die Tellsage — unterscheidet."

Mögen einige Erzählungen der Evangelien solche Deutungen zulassen, Galiläa hat sicher mit dem Erlösermythus nichts zu tun, und Kapernaum schon gar nichts. Und warum muß das Selbstopfer des Gottes gerade nach Jerusalem verlegt werden und sich wandeln in einen Justizmord, den jüdischer Fanatismus, wie wir ihn auch sonst Schandtaten begehend aus jener Zeit kennen, auf Grund eines Prozeßverfahrens erzwingt? Wie erklärt der mythische Stoff, der nach Drews' Zugeständnis in der in einigen Zügen dem Jesusbild verwandten Gestalt in Syrien, in der Gegend der Weltstadt Antiochien, heimisch ist, daß es Pharisäer, Schriftgelehrte und Hohepriester Jerusalems waren, die den in Galiläa erschienenen Gott ans Kreuz bringen? Und warum hat sich seine Natur denn so gesträubt, daß dieser sich opfernde Gott in Gethsemane mit seinem Gott ringt, und am Kreuz in den Verzweiflungsruf ausbricht: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?"

Und weiter zurück. Warum hat man denn diesem Erlösergott Brüder und Schwestern angedichtet mit Namen (Markus 6, 3), warum ihm zugetraut, daß er nur heilen

könne, wo der Menschen Unglaube es nicht hindert (Markus 6, 5), warum es erfunden, daß seine eigene Mutter ihn für wahnsinnig hielt (3, 21)? Warum wird er denn gelegentlich müde und flüchtet in die Einsamkeit, um mit seinem Gott zu reden (1, 33. 6, 46)? Warum weint er denn am Grab des Freundes (Johannes 11, 33)? Warum ist er denn mit all den echt menschlichen Zügen ausgestattet, von denen oben die Rede war (S. 20)? Warum lassen die Evangelien diesen Gott erklären: „Niemand ist gut, denn der alleinige Gott?" (Markus 10, 18)? Oder daß ihm nicht zustehe, den Seinen die Plätze zu seiner Rechten oder Linken in seiner Herrlichkeit zu geben (10, 40)? Oder daß Zeit und Stunde der kommenden Vollendung auch er nicht wisse, sondern allein der Vater (13, 32)? Warum überhaupt diese vielen galiläischen Geschichten, die weder einen Kultgott zeichnen, noch mit dem Selbstopfer eines Gottes irgendwelche, auch nur entfernte Beziehung haben, die so rein menschlich verlaufen, wie z. B. die Gespräche über das Fasten oder die Sabbatordnungen oder Jesu Verkehr mit Sündern und sein Urteil über sie (Markus 2, 18—22. 23—28. 13—17. Lukas 7, 36—50) oder die eingehende Zeichnung und Würdigung des Täufers Johannes durch diesen Gotterlöser (Lukas 7, 18—35) oder gar Notizen wie die Liste der Jesu folgenden Frauen (Lukas 8, 1—3), wenn man denn je die Zwölfe wegen der Zwölfzahl mit Sternenmythen oder ähnlichem zusammenbringen will, wobei freilich die Namenliste dieser Zwölf ein unlösbares Rätsel bleibt. Gewiß, daß von Jesus selbst oder nach ihm von seinen Anhängern auch Vorstellungen, Ausdrücke, Bilder, symbolische Handlungen von vielleicht hohem Alter, vielleicht auch vor ihnen in anderen religiösen Gemeinschaften gebräuchlich, benützte, daß unter Umständen auch in die Erinnerungen an Jesu Lebensgang solche Züge eindrangen, ist leicht denkbar und wird häufig erwogen und von manchen Forschern in größerem oder geringerem Umfang angenommen. Aber selbst wenn dies in so

weitem Maße gälte, wie Drews es nachzuweisen sucht, es ist zum mindesten eine unüberlegte Uebereilung, daraus auf die Ungeschichtlichkeit der ganzen Figur zu schließen, und einfach zu vergessen, daß auch, nachdem das alles abgezogen worden, ein unlösbarer Rest in dieser Jesusüberlieferung bleibt, der jeder derartigen Ableitung spottet. Und gerade in ihm trägt dieser Jesus jene unerfindlichen Züge, welche die Gestalt als historisch erweisen.

Sie zu übersehen, sind unerlaubte Ueberstürzungen der Entdeckerfreuden, die uns heute bei der uns ermöglichten Durchforschung alter, außerchristlicher, religiöser Sitten und Formeln gegönnt sind. Wenn die Bilder vom Lamm oder der Taube oder dem Weinstock oder dem Hirten auch in anderen Kulten religiös verwertet worden sind, warum in aller Welt soll sie denn darum Jesus unmöglich auch gebraucht haben? Muß er denn absolut auch in jedem Ausdruck, jedem Bild, das er gebraucht, originell sein? Warum soll er denn schlechterdings nur noch nie Dagewesenes sagen dürfen? Diese alten, seinen Zuhörern vertrauten Bilder, warum sollte er sie nicht benützen, wie er die Sprache benützte, die seine Umgebung redete und verstand. Und konnten wirklich nicht in Indien und in Palästina unabhängig von einander zwei Menschen darauf verfallen, eine Taube oder einen Hirten bildlich zu verwerten? Stammen etwa auch die „Schäferlieder" unserer Liebesdichter aus den neutestamentlichen oder alttestamentlichen Hirtenbildern? Und wenn schon früher da oder dort sinnige Kreise in Mahlzeitsgebräuche oder in die Nahrungsmittel selbst, wie Brot und Wein, einen tieferen Sinn hineingelegt haben, so daß der Sinn dafür geweckt war, warum sollte es darum Jesus vermeiden, ein ähnliches zu tun? Und wenn die tiefe Wahrheit stellvertretenden Leidens, der Opferkraft eines freiwilligen Todes, ja der allerkühnste und allertiefste Gedanke, daß ein Gott sich opfere, schon vorher ausgesprochen worden sind und zu Mythen sich verdichtet haben, warum muß es denn ein Mythus sein, wenn sich diese Wahrheit einmal in

einem Leben verwirklicht? Und wenn die Kreuzesform in allerlei symbolischen Zeichnungen und Vorstellungen sich fast überall findet — was gab es näherliegendes, als die zwei sich kreuzenden Linien oder Stäbe, um allerlei tiefsinnige Wahrheiten darin ausgedrückt zu finden! — warum muß dann eine Hinrichtung am Kreuz aus jenen Symbolismen herausgedichtet sein, nur weil man in ihr eine tiefer religiöse Wirkung erlebt zu haben versicherte. Will man deswegen die Kreuzesstrafe überhaupt streichen aus der Geschichte und ins Reich der Dichtung, etwa der Verbrecherromane alter Zeit verwerfen? Das wäre doch erst konsequent. Die von Drews herbeigezogenen Analogien aus andern Religionen decken sich überdies nicht mit dem von den Evangelien erzählten Vorgang.

Nicht ein Bild, auch nicht eine Puppe, ist an die Kreuzung der Stäbe gehängt worden; nicht ein Verbrecher ist an den Pfahl gebunden worden. Sondern ein Schuldloser ist in aller Form zum Tod am Kreuze verurteilt und ans Kreuz gehenkt worden. Ob dieses „Kreuz" nur ein Stamm oder ein Stamm mit Querholz war, ob die letztere Vorstellung eine spätere ist und dabei alte Symbolismen eingewirkt haben, das ist ganz ohne Belang für die Geschichtlichkeit der Kreuzigung Jesu, die durch Paulus so sicher bezeugt ist, wie nur irgend eine Geschichtstatsache bezeugt sein kann. Denn er redet von ihr ohne jede Anspielung auf eine symbolische Bedeutung des „Kreuzes", ohne jedes Spiel der Gedanken, in auffallend schlichter Weise, so sachlich, wie nur denkbar, wie in den schon einmal zitierten Worten: „Er ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tod am Kreuz" (Philipper 2, 8), „Christus hat uns erlöst vom Fluch des Gesetzes, da er für uns zum Fluch ward; denn es steht geschrieben: Verflucht ist jeder, der am Holze hängt." (Galater 3, 13).

Endlich widerstreiten die Evangelien als Schriftwerke der Entstehung des von ihnen dargestellten Jesusbildes aus einem Mythus. Wer sie unbefangen liest, sieht deutlich,

sie wollen nicht nachweisen, wie ein Gottheiland Mensch geworden sei, sondern daß ein Mensch trotz alles Menschlichen an ihm, trotz seines Mißerfolges, trotz des Fehlens aller Züge und Zeichen göttlicher Herrlichkeit, trotz seines schmachvollen, selbst seine nächsten Jünger irre machenden Kreuzestodes doch der von den Propheten verheißene, vom Volk ersehnte Messias sei, nicht ein Gottheiland, sondern eben der Messias, der erst, nachdem er am Kreuz gestorben, zur Seite Gottes erhöht worden sei und nun sein Werk an der Menschheit vollbringen werde. Das letztere ist ein besonders starker Einwand gegen Drews. Die alten Christen sahen in Jesu Tod nicht, wie es die Verehrer eines sich opfernden Gottes taten, das Werk vollendet, sondern nur begonnen, ermöglicht. Das Wichtigste sollte erst noch kommen, und zwar nicht durch ein Opfer, sondern indem er, selbst verklärt, die Menschheit durch seine Macht und seinen Geist der Verklärung zuführt. Diese Zentralidee des christlichen Glaubens hat in keinem der Mythen eines sterbenden Gottes seine Analogie. Wohl wird der Gott wieder lebendig, aber nur, um wieder zu sterben, jedenfalls nicht, um nun erst sein Werk zu vollenden. Und diese dem Christentum eigene Idee ist nur zu verstehen als Fortwirkung des gewaltigen Eindrucks, den die Person Jesu gemacht hatte, der sich verdoppelte durch die Art, wie er litt und starb, der erst zu einer unbegrenzten Macht desselben, die Seinen über alles Endliche zu erheben, auswuchs, als er selbst, der Meister, der Endlichkeit enthoben war und als verklärter Geist auf sie wirkte.

Gewiß, die Christusidee, d. h. die Hoffnung auf einen von Gott zu sendenden Welterlöser und ein Idealbild dieses Erhofften, war schon lange vorhanden und nach verschiedenen Seiten durchgebildet, und der Glaube, daß in Jesus dieser Ersehnte erschienen sei, mag auch das Jesusbild der Erinnerung beeinflußt haben. Aber dieser Christus Jesus, der im Glauben der Christen nun lebte, war eben nicht mehr jenes zerfließende, ins Phantastische gesteigerte Christusbild der Zukunft, an dem die Juden

sich berauschten, sondern nun war es ein scharf umrissenes lebensvolles Menschenbild, es trug die Züge des geschichtlichen Jesus. Es war aus der Zukunft, in die es bisher gebannt war, nun in die Vergangenheit und Gegenwart versetzt, und zwar in die von ihnen selbst erlebte Vergangenheit. Und dies Erlebnis war der Fels, auf dem sie selbst, allen Wogen des Spotts, des Hasses und der Verfolgung trotzend, sich sicher fühlten. Die Drewssche Formel einer Kombination des jüdischen Kultheros Jesus aus alter Vergangenheit und des heidnischen, sich opfernden Gotterlösers aus mythischen Höhen löst diese Verwandlung einer Zukunftsgestalt in eine Gegenwartsgröße schlechterdings nicht. Sie müssen etwas erlebt haben, was ihre ganze Orientierung völlig umkehrte, was sie aus Zukunftsschwärmern zu der Gegenwart gewissen Helden machte. Die ganze Entstehung des Urchristentums wird, trotz aller diesem oder jenem Zug in ihm verwandten Mythen und Kulte und Ideen, ein psychologisches und historisches Rätsel, sobald man die Geschichtlichkeit Jesu streichen will.

Nun noch ein letzter Einwand. Man sagt, die sittlichen Ideale, die in Jesus verkörpert sind, seien nicht neu. Auch was ihm an religiösen und sittlichen Lehren in den Mund gelegt werde, sei alles vor ihm irgend wo und wann ganz ähnlich ausgesprochen worden. Selbst angenommen, dem wäre so, das Jesusbild bleibt doch einzigartig dadurch, daß alle diese Ideale hier zu einem in sich geschlossenen, lebensvollen Menschenbild verkörpert sind, daß dabei alles diesen Idealen Fremde, was bei den Vertretern bald des einen bald des andern derselben stets mit eingemischt ist, an ihm fehlt, und endlich, daß hier nicht nur ein Lehrer dieser Ideale auftritt, sondern einer, der diese Ideale lebt, einer, der nur sie lebt und nicht daneben sei es Religionsphilosoph, sei es Schriftgelehrter, sei es Vertreter alter heiliger Kultordnungen ist. Man muß ebenso darauf achten, was Jesus nicht vertreten, was er ausgeschieden hat, wie auf das, was er,

und zwar dem allem gegenüber allein, festhielt. Mindestens diese wunderbare sichere Auswahl ist diesem Jesus eigen. Gewiß haben z. B. auch andere vor ihm die allgemeine Menschenliebe gefordert, Griechen und edle Rabbinen, aber keiner hat die Kombination gefunden: „Du sollst Gott über alles lieben und Deinen Nächsten als Dich selbst" und keiner die Ausschließlichkeit: „In diesen zweien Geboten hängt das ganze Gesetz und die Propheten" (Matth. 22, 37—40). Und mögen die gesamten Bitten des Vaterunser da oder dort vereinzelt in ganz ähnlicher Formulierung schon ausgesprochen worden sein, diese Abgrenzung der Gebetsgedanken echter Frömmigkeit ist das einzigartige. Mögen Fromme hin und her Gott als Vater und sich als Kinder Gottes geglaubt haben, in Gott nur den Vater sehen und sich nur als seinen Sohn wissen und dadurch über die Welt sich zu voller Freiheit erheben und dennoch für diese Welt sich ganz einsetzen und opfern, dieses Ideal hat nur in der Gestalt Jesu Verkörperung gefunden. Mag man also für alles einzelne Analogien aufweisen, das Ganze ist einzigartig und unerfindlich. Und dabei hat Drews nicht einmal versucht, zu erklären, warum denn überhaupt und unter welchen Einflüssen jener Jesusheros alter Sage oder der mythologische Gott-Erlöser bei diesen Christen zu einem solchen sittlich-religiösen Menschheitsideal ausgestaltet worden ist. Aber ganz abgesehen davon: Wie begreift es sich überhaupt, daß, und zwar in einem Volk, das bis dahin in seiner Literatur keinerlei Anlage dazu gezeigt hat, aus den nebelhaften Umrissen und Farblosigkeiten jener mythologischen Fabelwesen ein so scharf umrissenes, in sich lebenswahres Bild erstand, gezeichnet in so schlichten, knappen Linien, sozusagen in lauter Momentbildern, die sich doch in der Hauptgestalt mit einander decken, in geradezu klassischer Treffsicherheit? Und dies, was das literarische und psychologische Wunder noch wunderbarer macht, trotzdem daß sie es mit dem stark phantastischen Bild ihres erwarteten Messias in engste Verbindung brachten.

Schluß.

Wir sind am Ende. Das Ergebnis dieser ganz nüchternen Abwägung aller Instanzen ist, daß die Geschichtlichkeit Jesu wirklich fest verankert ist in der Geschichte. Es fehlt nicht an bis ganz nahe an die Jahre, in die das Leben Jesu verlegt wird, hinreichenden außerchristlichen Zeugnissen, bestehend in dem, was Anfang der fünfziger Jahre dem Kaiser Claudius und im Anfang der sechziger Jahre dem Kaiser Nero zu Ohren kam. Der Apostel Paulus steht mit seinem ganzen Glauben auf der Tatsache des gekreuzigten Jesus. Die Entstehung der in unsern Evangelien verarbeiteten Berichte ist ein unlösbares Rätsel, wenn ihnen nicht gegebene Geschichtstatsachen zu Grund liegen. Umgekehrt ruht die Annahme, das Jesusbild sei eine verdichtete Christusmythe, auf ganz luftigem Grund und ist von einer solchen Fülle von Unwahrscheinlichkeiten und Unmöglichkeiten, inneren und äußeren belastet, daß ein hohes Maß von auf jede Kritik verzichtender Leichtgläubigkeit dazu gehört, sie zu vertreten.

Demgegenüber hat die vorliegende Auseinandersetzung wohl klar gemacht, daß die Behauptung, Jesus hat gelebt und die Umrisse seines Lebens und eine Reihe charakteristischer Züge seines Bildes sind uns verläßlich überliefert, nicht ein Glaubensurteil ist, von dem man sich dispensieren kann, sondern das gesicherte Ergebnis vorurteilsloser, gewissenhafter, das überreiche Material wirklich erschöpfender historischer Untersuchung.

Mit Absicht ist die Untersuchung durchgeführt worden unter Vermeidung jedes Werturteils, nur die Urkunden selbst sollten zu Wort kommen. Geschichtliche Tatsachen standen zur Debatte. Sie wollen nach geschichtlicher Methode festgestellt werden.

Eine andere Frage ist es, wie man sich persönlich zu diesen Geschichtstatsachen stellt, wie man sie einschätzt und welchen Einfluß man ihnen auf das eigene Denken

und Leben gewährt. Hier hat der Glaube das Wort. Hier kann nur er entscheiden, weil nur er die darin waltenden Kräfte zu erfassen und zu erproben vermag. Nur ihm wird der Jesus der Geschichte ein eigenes Erlebnis, eine Offenbarung. Aber ganz unabhängig davon steht auf sicherem Boden der Geschichte die Tatsache: Jesus hat gelebt.

In unserem Verlage sind ferner folgende Bücher und Schriften erschienen:

Was fordert die moderne Gemeinde von ihrem Pfarrer?

Vortrag von H. Geffcken, Dr. jur. et phil.
Professor des öffentlichen Rechts an der Handels-Hochschule Köln.

8° 36 Seiten. 50 Pf. 10 Exempl. a 45 Pf., 25 Exempl. a 40 Pf., 50 Exempl. a 35 Pf., 100 Exempl. a 30 Pf., 500 Exempl. a 20 Pf.

Die Stellung des freien Protestantismus zur Sozialpolitik.

Vortrag von D. Friedrich Naumann, M. d. R.

8° Preis 30 Pfennige. 16 S.

50 Exemplare a 25 Pf., 100 a 20 Pf., 500 a 15 Pf.

DATE DUE

GAYLORD PRINTED IN U.S.A.

rchen-
gaben
Berlin.
errícht
cherer-
tor Dr.
m und
mund.
-Köln.

Exempl.
15,—,

1,50 ℳ

dpflege.
slösung

g geben
einsver-
ıet, für

kaufen

Protestantischer Schriftenvertrieb G. m. b. H.
Berlin-Schöneberg.

GTU Library
2400 Ridge Road
Berkeley, CA 94709
For renewals call (510) 649-2500

All items are subject to recall.

GTU Library
3 2400 00285 8060

Protestantenblatt

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen und D. M. Fischer, Berlin. — Erscheint jeden Mittwoch in Stärke von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 1.50 Mark.
Protestantischer Schriftenvertrieb G. m. b. H., Berlin-Schöneberg, Eisenacherstr. 45, p
Zu bestellen bei allen Postämtern und Buchhandlungen des In- und Auslandes. Probenummern jederzeit umsonst durch den Verlag.

Das Protestantenblatt ist das einzige große Gemeindeblatt für ganz Deutschland, das entschieden den freigesinnten Protestantismus vertritt. Es arbeitet an der Erneuerung und Weiterbildung unserer Kirche, auf dem Grunde und im Geiste des Evangeliums zur Ausbreitung und Vertiefung religiös-sittlichen Lebens im Volke.

Das Protestantenblatt bringt religiöse Betrachtungen, die das Evangelium von der Gotteskindschaft den Menschen unserer Zeit in ihrer Sprache nahebringen.

Das Protestantenblatt bringt in einer Sprache, die jedem ein Verständnis der Aufsätze möglich macht, Artikel aus der Feder Sachkundiger über die Bibel und ihre Entstehung, über die Grundfragen des Christentums, über religiös-sittliche Selbstbildung.

Das Protestantenblatt behandelt in seiner ständigen Beilage: „Zur kirchlichen Zeitgeschichte" die kirchenpolitischen Vorgänge vom Standpunkte des freigesinnten Protestantismus aus im Gegensatz gegen Rom und gegen römisches Wesen in der evangelischen Kirche. Es bespricht die sozialen Zeit- und Streitfragen unabhängig von politischen Parteien nach dem Grundsatze des Evangeliums: „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst."

Das Protestantenblatt gibt in seiner ständigen Beilage: „Zur kirchlichen Zeitgeschichte" der Gemeinde Nachrichten über Vorgänge im kirchlichen und religiösen Leben der deutschen Landeskirchen und der römischen Kirche, sowie im Auslande und berichtet über die Arbeiten der inneren und äußeren Mission.

Von demselben Verfasser

Professor D. v. Soden

sind erschienen und führen vieles in dieser Schrift nur Angedeutete genauer aus:

Die wichtigsten Fragen im Leben Jesu.

124 S. 2 M. —— 2. Auflage.

Urchristliche Literaturgeschichte.

237 S. —— 2,50 M.

Der Brief des Apostels Paulus an die Philipper.

106 S. 1 M. —— 2. Auflage.

Palästina und seine Geschichte.

110 S. 1 M. —— 2. Auflage.

Reisebriefe aus Palästina.

216 S. 2,50 M. —— 2. Auflage.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes oder direkt vom

Protestantischen Schriftenvertrieb

G. m. b. H.

Berlin-Schöneberg, Eisenacher Straße Nr. 43, p. l.

Hoffmann & Reiber, Görlitz.